MARIENBOTE



Maerz 1947

weißt, was uns noch fehlt; so verschaffe es uns!

*Communio. Maria hat den besten Teil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.

*Postcommunio. Zugelassen zur Teilnahme am göttlichen Tische flehen wir, o Herr, unser Gott, deine Güte an, daß wir, die wir die Himmelfahrt der Gottesgebärerin feiern, durch ihre Fürbitte von allen drohenden Uebeln befreit werden.

Nach der hl. Messe

Himmlischer Vater! Laß das Opfer Deines göttlichen Sohnes Dir angenehm sein und laß es uns allen zum Segen und zum Heile gereichen. Gestärkt durch die Gnaden, die ich jetzt empfangen habe, will ich den Weg der Tugend, der Seligkeit wieder voran schreiten.

O Maria, leite und führe du mich durch dieses Leben zum ewigen Heil. Amen.

— 82 —

Dritte Meßandacht

Für die Verstorbenen

Meinung vor der heiligen Messe.

O Jesus Christus! Du hast aus überaus großer Liebe das heilige Meßopfer zum Heile nicht nur der Lebendigen, sondern auch der in der Gnade Gottes Verstorbenen eingesetzt. Ich opfere Dir also diese heilige Messe und mein Gebet auf für die Seelen N. N. und für alle andern, die noch im Fegfeuer leiden müssen, und zwar, um ihre großen Peinen zu lindern, um ihre Sündenschuld völlig zu bezahlen, um ihre baldige Erlösung zu erlangen und endlich, damit sie im Himmel wieder für mich beten, daß ich noch vor meinem Tode alle Strafen meiner Sünden abbüßen möge. Ich bitte Dich deswegen, o gütigster Jesus, Du wollest das gegenwärtige Meßopfer, wie auch meine geringe Andacht und die Fürbitte aller Heiligen,

Die Neuausgabe des deutschsprachigen Gebetbuches

„Wir Beten"

von Heinrich Krawitz, O.M.J.

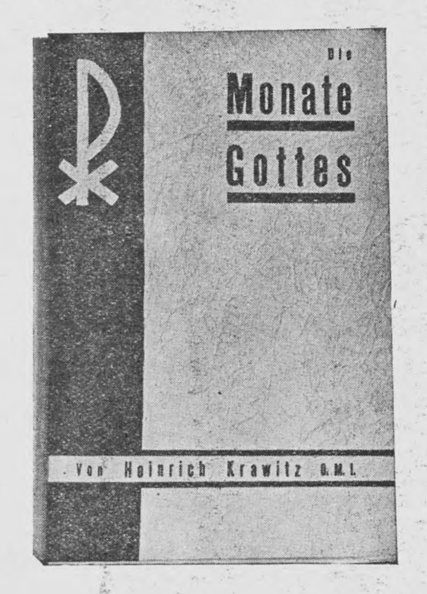
ist soeben erschienen.

Neuer **großer, deutscher** (nicht lateinischer) Druck. Neuer, sehr guter Einband. Mehr Andachten und Gebete als in der ersten Ausgabe. Größe: 3½ mal 5¼ Zoll.

Preis: — — $1.75

Luxusausgabe (Ledereinband und Goldrand) — 3.00

Schenken Sie Ihren Verwandten und Freunden das neue Andachtsbuch **„Wir beten"**.



Die Monate Gottes

von Heinrich Krawitz O.M.J.

Ein hundert Seiten starkes Büchlein. Ausgeschmückt mit Originalschnitten von Werner Merx O.M.J. Ein Werklein deutscher Kunst in Canada.

Preis: — — — 30c

Der ewige Rosenkranz

Die fünfzehn Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes mit Betrachtung und Gebet. Jedes Geheimnis auf Zettelchen mit Raum für Name und Monat — von wem und für welchen Monat gelost. Für die Mitglieder des Rosenkranzvereins.

Preis:

100 Serien der fünfzehn Geheimnisse	$ 2.00
500 Serien der fünfzehn Geheimnisse	8.50
1000 Serien der fünfzehn Geheimnisse	15.30

Senden Sie ihre Bestellungen an:

THE MARIAN PRESS

922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 6 Regina, Sask., März 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Der am Kreuz ist unser Hoffen.

Die ernsten Tage der Fastenzeit sind da und vor uns steht das Bild mit dem Haupt voll Blut und Wunden. Aus den Augen unter der Krone von Dornen schaut das Leid uns sterbend an. Kraftlos hängt das Heilige Haupt über dem gekreuzigten Körper und es ist — menschlich gesprochen — alles verloren und vorbei.

Es ist vollbracht! Mit diesen Worten gab der Heiland Seinen Geist auf. So wie damals alles ward, als Er, vor Urzeiten zusammen mit dem Vater und dem Heiligen Geiste das: Es werde! sprach, so stand auch jetzt alles vollbracht, was Er auf Erden zu vollbringen kam.

Der Mensch aber sieht nichts von dieser neuen, erlösenden Schöpfung des Kreuzes, genau so wie er nichts von dem Gottessinne gewahrt, der in allem Erschaffenen liegt, obwohl er auf die Sterne schaut und aller Kreaturen Namen kennt. Jammernd oder höhend steht er da: Wo ist sie denn, die Erlösung des Gekreuzigten? Die Schmerzen sind ja nicht von uns genommen worden. Im Gegenteil, wie Jahr auf Jahr sich häufen und Jahrhundert auf Jahrhundert, so türmen sich die Leiden der Menschheit, und der Trümmer und der Hoffnungslosigkeit will kein Ende nehmen.

Furchtbar ist diese Frage. Mancher ist ihretwegen schon zum Spötter und zum Hasser geworden. Die einzige wahre Antwort offenbart sich uns nämlich aus den Dornen in der Stirne des Gekreuzigten, und das unter ihnen hervorsickernde Blut ist ihr ewiges Symbol. Dornen und Blut jedoch sind Dinge, die dem Menschen so verhaßt sind, daß er seinen Gott zu verlassen bereit ist, falls er anderswo Erlösung davon sieht. Wenn es nun noch wenigstens die Dornen und das Blut wären, die andere Menschen quälen; wenn wir nur deshalb mit unserem Schöpfer zu rechten wagten, weil wir das Leiden anderer nicht ertragen können. Ja, wenn es wenigstens noch so wäre, dann würde Gott um unserer großen Liebe willen wohl doch noch Wunder wirken und viele Kreuze von uns nehmen. Es ist jedoch das Kreuz der Selbstzucht und des Dienstes im Geiste, was uns von Golgatha gepredigt wird. Und dieses ist das Kreuz, dem der Mensch seit Anbeginn schon abgeneigt ist. Der Mensch will lügen dürfen und hassen, wenn immer dadurch Vorteile zu erhaschen sind. Er will sich bereichern können am Gute seines

Nächsten und sich freuen der Verdemütigung des Bruders, dessen Schwachheit seinen Stolz erhebt. Und weil der Mensch es so will, deshalb muß es auch immer unter uns auf Erden Belogene und Betrogene, Gehaßte und Verdemütigte geben.

Was heute aber ganze Völker zertritt und sich ihrer Qualen freut, hat nichts gemeinsam mit jenem Geist der Liebe, die den Heiland Seinen Kreuzweg gehen ließ und Ihn veranlaßte, auch uns zu diesem Weg der Schmerzen einzuladen. Nicht die Leidensidee Christi ist der große Quäler der Menschheit: Der Mensch quält seinen Mitmenschen. Weil er die Dornen jener Selbstzucht nicht will, die ehrlich macht und gnadenreich edel, leidet sein Bruder an den weit furchtbareren Dornen der gnadenlosen Selbstsucht aller, die da im Großen und im Kleinen Macht haben über andere.

So weit gibt uns wohl jeder christlich denkende Mensch recht, und mancher wird meinen dieses sei echt katholisch gesprochen.

Die Lehre Christi geht aber viel tiefer, als wir ihr zustimmen, und die von ihr gepredigten Dornen beginnen erst dort, wo wir aufhören, unser begeistertes Ja zu geben. Können wir heutigen Christen, wir, die wir dem gegenwärtigen Christentum Geist und Gestalt geben, können wir von uns sagen, daß wir alles verwirklicht haben, was wir bekennen? Zeigt sich der Welt durch uns, was liebendes, erlösendes Christentum wirklich ist?

Es ist nicht schwer zu sagen, was darauf zu antworten ist. Wir alle haben den Geist des Christentums verflacht, und zwar in demselben Maße, als wir den Dornen des Hauptes voll Blut und Wunden aus dem Wege zu gehen begannen. Selbst dann sind wir nicht ehrlich und ganz selbstlos, wenn wir, die Trauer der Zeit betrachtend, uns unseres hungernden Bruders erbarmen. Dem heutigen Durchschnittschristen, ganz gleich ob deutsch oder englisch, französisch oder russisch, ist ja nicht jeder Mensch Bruder. Ist es nicht sehr bezeichnend, daß die Fragen, warum Gott dem Massenleide so still zuschaue und warum die „katholische Kirche" nichts tue, nur dann aufkommt, wenn wir uns in unserem National- oder Familienstolz getroffen fühlen? Oder — waren die christlichen Massen schon jemals gerührt und zu jedem helfenden Opfer bereit, als die unschuldigen Kinder der sogenannten Feinde litten? Was kümmern sich die Russen, daß die Deutschen leiden — und was würden wir tun, wenn es den Unsrigen gut ginge, die Russen aber hungerten?

Helfende Liebe ist immer erhaben und edel — wenn sie mit Dem verwandt ist, Der der Quell aller wahren Liebe ist. Diese Liebe aber kann auf Erden kein anderes Antlitz tragen als nur jenes, das heute noch vom Kreuze auf uns herab schaut: Das verkannte und verbannte Antlitz Christi, des einsam sterbenden Gottes.

Es hat uns der Heiland ein geheimnisvolles Testament hinterlassen, das genau so wirklich geworden ist, wie die Sterne am Himmel Wirklichkeit sind. „Ich werde euch nicht verlassen" und „Ich werde bei euch bleiben bis zum Ende der Zeiten", sprach Er. Und Er blieb. Am Kreuze litt Er als das neue Haupt der Menschheit, und dieses Haupt ist Er bis zum heutigen Tage. So wahr wie wir Hände und Füße und Rumpf und Haupt haben, so wahr sind wir ein lebender Leib mit Ihm, und Er ist unser gott-menschliches Haupt.

Haupt und Leib gehören zusammen. Die Freuden des Hauptes teilen sich dem Leibe mit, die Schmerzen des Hauptes sind auch immer die Schmerzen des Leibes.

Und das ist nun die Lehre des Gekreuzigten: Wo die Menschheit teilnimmt an der Dornenkrönung des Hauptes, da wird sie auch Teilnahme an dem Liebesglück des Hauptes finden. Teilnahme an den Dornen ist unbedingte Voraussetzung zur Teilnahme am Glücke Christi. Diese Dornen sind ja nicht als Stacheln gegen die Menschen gemeint, sie sind Stacheln gegen die Sünde. Stacheln gegen alles, was Haß, Gier, Lust und Stolz heißt und von unserem Geist und Fleische geboren wird.

Hätte die Christenheit des zwanzigsten Jahrhunderts nach dieser Teilnahme an den Dornen Christi gegriffen, dann wären weder die Verbrechen des Kriegs noch die Verbrechen der gegenwärtigen Nachkriegszeiten geschehen. Würden wir uns heute besinnen und nicht nur unsere Liebestaten vergrößern, die wir den Geschlagenen entgegenbringen, aber auch den Geist der Christenliebe vertiefen, mit dem wir dieses tun, dann würde uns der Gekreuzigte wohl so manches abnehmen.

Es ist Fastenzeit. Sollen wir von nationalen Dingen reden oder vom Geiste des Christentums? Sollen wir darüber sprechen, wie unsere Verwandten und Stammesgenossen von der Gewissenlosig-

keit der Welt gequält werden, oder sollen wir daran erinnern, daß es höchste Zeit wird, christlich zu vergessen und zu vergeben? Es ist doch noch viel Liebe auf Erden. Ueberall wird gesammelt, für Deutschland, für China ,für die Kinder Englands, Polens, der Tschechoslovakei usw. Halten wir aber unsere Augen offen, damit diese Liebe nicht im Dienste Satans, des Erzbetrügers, stehe, sondern im Dienste Christi, des aus wahrer Liebe Gekreuzigten.

Wir sagen mit Ihm: Unterlasset nicht, Gutes zu tun. Liebet ohne Unterlaß. Helfet aus allen Kräften euren Brüdern, jeder dem, der ihm der Nächste ist. Aber helfet nur aus Liebe zum Haupt voll Blut und Wunden.

H. Krawitzomi

Deutschlandshilfe

Der Marienbote hat jetzt mit Hilfe seiner Leser nahezu $2,500.00 für die Hungernden in Deutschland gesammelt. Diese Gelder werden gemeinsam mit allen Gaben, die der H. H. Herr Erzbischof von Regina für Deutschland sammelt, dem deutschen Karitasverband zur Verwendung überlassen. Wieviel zehntausende von Dollar von den Bischöfen der Prärie sowie auch den hochw. Benediktinerpatres von Münster, Sask. bis jetzt gesammelt und nach Deutschland gesandt wurden, wird eines Tages auch noch ans Tageslicht kommen. Es wird nicht viel davon gesprochen, denn es ist nicht Gebrauch in der katholischen Kirche, daß man von dem Brote spricht, das dem Hungernden gereicht wird.

Die vom Marienboten gesammelten Gelder sind nicht hoch in ihrer Zahl. Wir sind aber doch sehr zufrieden, denn wir wissen, daß dieses Geld nicht alles ist, was unsere Leute für das hungernde Deutschland tun. Fast jeder hat Verwandte und Freunde drüben, denen er regelmäßig Pakete zukommen läßt. Und das ist gut so. Wie der Dienst der Liebe verrichtet wird, bleibt sich ja ganz gleich. Die Hauptsache ist, daß etwas getan wird.

Oft werden wir gefragt: Warum unternimmt die „katholische Kirche" nichts? Unsere Antwort lautet ganz einfach: Die katholische Kirche tut das, was Du tust. Der Papst, die Bischöfe und die Priester sind ja noch lange nicht die ganze katholische Kirche. Der Hauptteil der Kirche besteht aus Laien-Katholiken. Was dieser Hauptteil tut, das ist die Tätigkeit der katholischen Kirche.

Papst, Bischöfe and Priester sind ganz gewiß nicht untätig. Im Stillen arbeiten sie alle an dem einen großen Problem: Wie können wir helfen? Man hört nichts von dieser stillen Arbeit. Und doch ist sie da.

Unter anderen arbeiten zum Beispiel die Oblatenpatres unter Leitung ihres Provinzialoberen Pater J. Boekenfoehr O.M.J. an der Einwandererfrage. Wir wollen, so weit wir es können, jeden, der es wert ist und dem das canadische Gesetz Gelegenheit dazu gibt, heraus holen aus der Hölle Europas.

Wie weit das Problem der Einwanderungsfrage bis jetzt gelöst ist, werden wir hoffentlich bald berichten können. Heute schon finden wichtige Versammlungen in Ottawa und in Winnipeg statt, die sich damit befassen. In der Zwischenzeit möchten wir unsere Leser auffordern, ihre Anträge bezüglich Verwandter, die sie aus Europa nach Canada kommen lassen möchten, an den hochw. Pater A. Schaller O.M.J., Wilkie, oder an Herrn C. Franke, 701 Confederation Life Bldg.., Winnipeg, Man., zu schicken. Nach neustem Gesetz ist die Einwanderung nach Canada erweitert worden. Verwitwerte Schwestern mit Kindern unter 18 Jahren, verwandte Land- und Waldarbeiter können jetzt auch kommen, falls wir ihnen Arbeit und Brot garantieren.

Wir werden unsere Leser bezüglich der Einwanderungsfrage auf dem Laufenden halten. In der Zwischenzeit lassen wir nicht nach, durch Lebensmittel- und Kleiderpakete unseren Leuten drüben zu helfen. Für zehn Dollar kann man in Ottawa ein schönes Lebensmittelpaket erhalten und direkt aus dem Ottawa Geschäft nach Deutschland schicken lassen. Die Adresse ist: Canadian Care, Room 209, 193 Sparks Street, Ottawa, Canada. Geldanweisung (Money Order) lasse man sich für „Canadian Care" ausstellen.

BROT

Folgende Gaben sind im Laufe des vergangenen Monats für Deutschlandshilfe bei uns eingelaufen:

Februar Marienbote:	$2,337.79
Frank Wetsch — Schuler, Alta.	3.00
Ignatz Hagel — Beiseker, Alta.	50.00
Mrs. Wend. Hartman — Reward, Sask.	10.00
Alex Stang — Macklin, Sask.	1.00
Mrs. Rudolph Musch — St. Walburg, Sask.	5.00
Wendelin Reinbold, Erskin, Alta.	5.00
	$2,411.79



Nur ein altes Mütterchen

Skizze von Grete Schöppl.

Diese Erzählung wurde uns von Wien zugesandt. Die Schriftstellerin bat uns, ihr dafür für ihre kranke, hungernde Mutter ein „Care-Paket" (für $10.00) zu schicken. Wir haben das auch sofort getan. Das Geld für das „Care-Paket" nahmen wir von unserer Sammlung für Deutschlandshilfe. Wir wissen, daß alle unsere Geber damit einverstanden sind.

Schriftleiter.

Daß ein Mensch so böse sein kann! Nun je, so etwas ist schon ziemlich oft in der Welt vorgekommen, aber daß ein böser Mensch so viel Glück hat, das dürfte es doch nicht allzu oft in der Welt geben.

Walther Weingart war so ein Mensch.

Früher hatte er es bei weitem nicht so toll getrieben und hatte nicht halb so viel Glück gehabt wie heute. Ja, es hatte sogar eine Zeit gegeben, da er gut und fromm war, damals, in seiner Kindheit. Aber nur zu bald hatten ihn seine Kameraden von all dem abgebracht.

Daß er es jedoch so treiben würde, daß ihm nichts mehr heilig war, das hätten sich sogar die ärgsten unter seinen Freunden nicht träumen lassen.

Alles, was Walther Weingart unternahm, gelang ihm. Aber je mehr Glück einer hat, umso mehr ist er darauf versessen. Und da gab es auch Zeiten, da Weingart verärgert war. Das war, wenn er jenem alten Mütterchen begegnete, das ihn immer so eigen anblickte.

„Hol dich der Teufel, Alte!" zischte er einmal zornig zwischen den Zähnen hervor, da sie ihm auf seinem morgendlichen Weg ins Büro entgegenkam. Er zischte es laut genug, daß sie es hören mußte.

‚Wenn man in der Früh ein altes Weib begegnet, kann man den ganzen Tag kein Glück haben!' dachte er gründlich verärgert bei sich. Aber diese Voraussicht traf bei ihm niemals ein. Ihm gelang vielmehr alles, so daß die Leute, die das sahen, beinahe an der alten These irre geworden wären, die da lautet: 'Dem Guten, der da getreu seine Pflicht tut, wird alles andere wie von selbst dazu gegeben werden!'

Nicht, daß Weingart ein Dieb oder ein Mörder gewesen wäre, keine Spur, aber es gab so viele Lagen im täglichen Leben, in denen sich zeigte, daß sein Herz böse, sein Sinn hart, sein Gemüt rauh war. Vor allem war er ein Egoist vom Scheitel bis zur Sohle, der alle Dinge nur von dem Gesichtspunkt betrachtete, ob sie ihm auch Nutzen brächten, rücksichtslos, wie es den anderen dabei ergehen mochte und ob jemand dabei auch bitter draufzahlte.

Mit einem Worte, er war ein Mensch, der selbstgefällig lächelnd auch über Leichen zu gehen imstande war. Daß er, um allem möglichen Vergnügen zu fröhnen, auch vor unredlichen Machenschaften nicht zurückscheute, versteht sich von selbst.

Endlich aber wurden ihm all diese Lustbarkeiten langweilig und er dachte hin und her, etwas Neues, etwas recht Apartes zu finden. Es wollte ihm jedoch nichts einfallen.

Heute regnete es in Strömen. Walther Weingart schlenderte durch die Straßen. Die Welt schien eine Symphonie von Grau in Grau. Und nicht zum ersten Mal dachte der Mann im hochaufgeschlagenen Mantelkragen daran, wie seltsam es doch sei, daß er so viel Glück habe in allen Dingen.

Früher war das doch nicht so gewesen. Er hatte im Gegenteil hart

kämpfen und arbeiten müssen, zu der Lebensstellung zu gelangen, die er heute innehatte. Doch seitdem er ganz skrupel- und gewissenlos war, hatte sich das Glück eingestellt und war ihm treu geblieben. Dennoch vermochte er nicht den Lehrsatz aufzustellen, daß ein Mensch umsomehr Glück habe, je gewissenloser er ist. Oder war es bloßer Zufall? Auch das konnte er nicht annehmen.

Es mußte also da ein Geheimnis zugrunde liegen. Aber Weingart war nicht der Mann, sich über solche Fragen den Kopf zu zerbrechen. Und da eben ein gewaltiger Platzregen niederging, mußte er sich sputen, unter ein schützendes Dach zu kommen.

Es war gerade eine Kirche da . . . Ach, einerlei, er ging hinein. Von Schaden konnte es nicht sein, schon aus dem Grunde nicht, weil es hier drinnen nicht regnete.

Die Orgel brauste, die Andächtigen sangen und vor dem Bilde der Gebenedeiten vertropften müde die Kerzen. Im geheimnisvollen Dunkel standen vereinzelte Beichtstühle an den Wänden. Da nahte sich Walther Weingart ein teuflischer Gedanke:

Wie wär's, wenn er den einen Beichtstuhl dort drüben betreten würde? Nicht um zu beichten, o nein, an die Stelle des Priesters wollte er sich setzen, um zu hören, was ihm einer von den Narren, die da an Gott glaubten, und eifrige Kirchgänger waren, zuraunen würde.

Das wäre doch mal was Neues, nach dem er sein Gehirn schon lang genug angestrengt hatte. Das gäbe doch mal Stoff und Grund genug, im Freundeskreis ganz ausgelassen zu sein und seinem Spott über heilige Dinge ganz gehörig die Zügel schießen zu lassen!

Gedacht, getan! Schon saß Weingart im Beichtstuhl. Der Orgelklang verebbte allmählich, tiefe Stille herrschte ringsumher.

Da trippelte jemand zu seinem Beichtstuhl, kniete nieder. Weingart öffnete das Törchen. Im unsicheren Schein der vorm Gnadenbilde flackernden Kerzen erkannte er das alte Mütterchen, das schon hin und wieder seinen Weg gekreuzt, und über das er sich jedesmal geärgert hatte.

„Sie sollten mehr beten!" sagte der Unwürdige hinter dem Gitter, nur um etwas zu sagen.

„Mehr beten," flüsterte das Weiblein, „Ach, Hochwürden, ich kann s fast nicht mehr, wenigstens nicht für mich selbst. All meine Gebete gehören einem fremden jungen Menschen. Ja, Hochwürden, es ist so! Ach, es ist eine ganz seltsame Geschichte. Ich habe einen Sohn gehabt, müssen Sie wissen, ach, einen so lieben guten Sohn. Ihm gehörte all meine Liebe, er war die Freude meines Lebens! Doch er starb in jungen Jahren. Wie trostlos war mir nun das Dasein. Ich wünschte zu sterben, nichts anderes, als zu sterben.

Beinahe schon hätte ich etwas diesbezügliches unternommen, da begegnete mir eines Tages jener Fremde. Er sah meinem Heinrich so ähnlich, oh, so sehr ähnlich! Da stand es in mir fest: Gott wollte meinen Tod nicht, er wollte, daß ich am Leben bleibe! Darum schickte er mir den Trost, jenen Fremden dann und wann zu sehen, um mir vortäuschen zu können, mein Heinrich, mein Alles weile noch unter den Lebenden.

Ich betete für ihn. O, keinen Tag lasse ich vorübergehen, Gott zu bitten und zu bestürmen, ihm Glück und Gelingen zu geben, und seine Seele nicht verlorengehen zu lassen.

Ich kenne ihn nicht, weiß nur, daß er meinem Sohn aufs Haar ähnlich sieht! Und da fühlte ich mich gleichsam verpflichtet, für ihn zu beten. So habe ich doch noch eine Lebensaufgabe zu erfüllen!"

Das alte Mütterchen schwieg. Aber auch im Beichtstuhl blieb es still. Minutenlang.

„Ach, Hochwürden, gewiß langweile ich Sie, aber das Eine muß ich Ihnen noch sagen," sagte das Mütterchen wieder, „Jener Fremde, für den ich so viel bete, er kann mich nicht leiden, er haßt mich, wenn mich nur seine Augen erblicken. Und einmal zischte er ganz deutlich im Vorübergehen: „Das dich der Teufel hole, Alte!"

„Ja," ertönte es jetzt hinter dem Gitter, „Der Tor meinte, wenn er Euch begegnete, kein Glück zu haben, indeß er doch all sein Glück nur Euch zu verdanken hat!"

Die Tür des Beichtstuhles öffnete sich und Walther Weingart stand vor dem entsetzten und verdutzten Weiblein, das noch in letzter Minute den Schrei, den es ausstoßen wollte, unterdrückte.

Er faßte sie an der Hand und zog sie mit sich aus der Kirche.

„Nun erst weiß ich, woher all mein Glück kommt! Woher es kommt, daß einem bösen, gewissenlosen Menschen alles gelingt, alles gut ausgeht! Wenn ich nicht böse und gewissenlos wäre, wäre ich dann da drinnen im Beichtstuhl gesessen?! Gott erhört Euer Gebet, gutes Mütterchen, und er hat auch das erhört, daß meine Seele gerettet werde! Euer Gebet war es, das mich in diesen Beichtstuhl geführt hat . . . lachen, spotten wollte ich, doch statt dessen . . . . "

Er konnte nicht weiter sprechen. Die Gnade hatte sein ganzes Wesen erfaßt, wie ein Strom, der ihm unaufhaltsam mit sich trieb. Nun erst hatte er wahres Glück, nun erst war ihm das Größte gelungen!

Heute ist Walther Weingart ein seeleneifriger Priester, ein Pfarrer draußen in den Bergen, und daheim schaltet und waltet die Mutter Heinrichs, die er zu sich ins Haus genommen.

Die Berge stehen fest, kein Sturm kann ihnen etwas anhaben. Pfarrer Weingart aber weiß es besser: Das Gebet kann Berge versetzen und Täler und Abgründe ausfüllen!

Wenn er zurückdenkt an sein Leben, wie fern er der Kirche gewesen, und was er heute ist, wenn er sich aufs neue fragt, wer dieses Wunder zuwege gebracht, da falten sich langsam seine Hände und seine Lippen flüstern wie in Andacht:

„Nur ein altes Mütterchen!"

Der kleine Diplomat. „Mutter, gehören meine Ohren zu meinem Hals oder zu meinem Gesicht?" Wieso denn, Fritzchen?" — Du hast doch der Minna gesagt, sie solle mir mein Gesicht waschen, und da will sie jetzt die Ohren auch waschen."

Karfreitagschweigen

P. Jos. Schneider O.M.J.



Jedermann kennt die Aussätzigeninsel Molokai. Im Jahre 1881 machte die Regentin Liliuokalani von Hawaii ihren Besuch in Pater Damian's Aussätzigenkolonie. Achthundert Kranke, noch des Laufens fähig, empfingen sie im Hafen. Mit Fahnen und Blasmusik bewillkommten sie die Fürstin; Blumen und herzliche Halloruse flogen ihr entgegen. Mit großem Feingefühl hatte sie für ihren Besuch ein schwarzes Kleid gewählt. Nur eines brachte sie nicht über sich, zu den entstellten Menschenruinen, die sie da vor sich sah, zu reden. Die Stimme erstickte ihr im Mund, ihre Lippen bebten und ihre Augen schwammen in Tränen. Jemand von ihrem Gefolge mußte einige Worte der Begrüßung sagen. Im übrigen zeigte sie nicht die geringste Furcht. Für eine Stunde nur sollte sie eigentlich verweilen; sie blieb den ganzen Tag. Pater Damian zeigte ihr die verschiedenen Krankenabteilungen. Abgesehen von einigen kurzen Fragen und Antworten sagten beide nichts; in stummer Ergriffenheit schritten sie durch die Gänge der Baracken; nur flüchtige Blicke schickten sie durch die Türen hin zu den Opfern jener Seuche, die die Menschen bei lebendigem Leib verfaulen macht. Einmal schien die königliche Frau ohnmächtig werden zu wollen; sie stöhnte und lehnte sich auf den Arm von einer ihrer Hofdamen, schloß krampfhaft ihre Augen, als wollte sie gewaltsam vergessen, was sie gesehen.

Bein Abschied erschien die Regentin unaussprechlich traurig. Ihre Trauer hielt auch an während sie, herrlich abstechend gegen die See und den leuchtenden Abendhimmel, vom Bote aus freundliche Abschiedsgrüße winkte. Das tiefe Weh in ihrer Seele zitterte noch nach auf ihrem festlich geschmückten Dampfer: wortlos saß sie da inmitten ihres Gefolges, der besorgten Seeleute und der neugierigen Zeitungsschreiber und ließ den Tränen freien Lauf. So hatte sie das entsetzliche Trauerspiel von Molokai erschüttert. So packte sie die Liebe, die sich ihr offenbarte in dem stillen, heldenhaften Priester Damian, eine Liebe, die aushält und sich opfert bis zum Tode.

So wie diese edle Landesmutter von Hawaii beim Anblick ihrer todgeweihten Kinder fühlt sich die hl. Kirche am Karfreitag. Als himmlische Fürstin und königliche Frau betrauert sie heute den Untergang desjenigen, der sich aus lauter Liebe zu Seinen sündigen Brüdern zum Aussätzigen und einen von Gott Geschlagenen gemacht hat. Nichts ist an Ihm als Wunden und Blut und geschwollene Striemen.

Wortlos und unter tausend Tränen folgt sie ihrem göttlichen Stifter und Bräutigam auf Seinem Opfergang zum selbstgewählten Martertod.

Kein Glockenklang oder Orgelton erhellt die Trauerfeier. Sie sind schon mit dem Amen des Gloria am Gründonnerstag verklungen. Mit der fortschreitenden Tageszeit scheint sich ihr Schweigen zu verdichten. Am Karfreitag Morgen wirft sich der Priester bei Eröffnung des Gottesdienstes wortlos vor die Stufen des Altares und bleibt sprachlos für eine Minute im Staube liegen. Die Kirche kann es nicht fassen, daß der ewige Gottessohn sich stumm wie ein Lamm dem Henker überliefern konnte; kann es nicht begreifen, daß die Menschheit in Seinen Mördern zu solchen Tiefen der Verworfenheit hinab steigen konnte.

In ihren Klöstern setzt sie tagsüber dieses abgrundtiefe Schweigen fort. Keine Mittags- und Abenderholung gibt's wie an anderen Tagen des Jahres. Strengste Stille herrscht vom Aufstehen bis zum Schlafengehn. Wo immer aber die Ordensleute ihren Mund auftun, da ist es zum Gebet. Und das Gebet fällt zuletzt immer wieder auf den traurigen Kehrreim zurück: Christus factus est obediens usque ad mortem . . . Christus ist gehorsam geworden bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz.

Sollte dieses Schweigen der Mutter ihren Kindern nicht zu Herzen gehn? Sollten sie nicht alle, so weit wie möglich, sich in dasselbe dichte Schweigen hüllen? Sollten sie nicht in wortloser Trauer ihre Gedanken dem Erlöser weihen, der um ihretwillen im Schweigen des Grabes versank? Die Sonne verhüllte am Karfreitag Mittag ihr Angesicht vor Weh; die ganze Natur erzitterte in stummem Schmerz: sollten die Jahrhunderte das nicht weiter tragen von Geschlecht zu Geschlecht?

Sollte nicht die ganze christliche Welt um 3 Uhr am Nachmittag stille stehn und mit dem Hut in der Hand sich für einen Augenblick den Schauern des Karfreitagschauspiels überlassen? Wir üben es am Waffenstillstandstag. Großer Augenblick, wenn beim Schlag der Mittagsstunde die Großstadt stille steht und der Gefallenen der letzten Kriege gedenkt! Warum nicht dasselbe am großen Versöhnungstag der Weltgeschichte? Ist Christus nicht der Erstling der Entschlafenen? War sein Tod nicht

Schluß auf Seit 7

Im Viehstadel

Ein z'wideres Idyll

Von Franz Wichmann

„Uff, da wären wir wieder einmal auf dem Gipfel!“

Pius Wanstinger öffnete die grüne Lodenweste und wischt sich den Schweiß von der stets glänzenden Stirn. Es war nicht seine erste Wendelstein-Besteigung. Der fünfstöckige Hausherr von der Herzogstraße gehörte zu den leidenschaftlichen Alpenvereinlern. An allen Unterkunftshütten hatte er Anteilscheine, wenn er sie auch sonst nicht kannte. Auch ließ er sich jeden Vereinsabend, am Stammtisch der „Gewappelten“ behaglich seine Pfeife rauchend, von dem Vortragenden durch Wort und Bild auf die fernsten und wildesten Berge führen. Praktisch indessen war seine „Höhen-Kunst“ nie über den Wendelstein hinausgegangen. Oft ließ ihn ja seine Alte nicht fort und was Gefährliches durfte er nicht unternehmen. Überhaupt war Frau Kathl immer ein wenig mißtrauisch, wenn der behäbige Gatte, der sonst nur die nächsten Bierkeller besuchte, sich plötzlich zu einer Bergfahrt rüstete. Vorher mußte er stets ein genaues Programm seiner Reise aufsetzen, damit man jeder Zeit wußte, wo der Abenteurer sich befand. Bei solcher strengen ehelichen Polizeiaufsicht konnte der wackere Pius keine weiten Sprünge machen. War doch auch heute der Kontrolle halber bereits bei seiner Ankunft im Wendelsteinhaus wieder eins von Frau Kathl's beliebten Telegrammen eingetroffen, das folgendes wichtige Vorkommnis gemeldet hatte: „Für deine Rückkunft kein Kalbshaxl mehr bekommen. Der Cenz ihren Soldaten in der Küche erwischt. Die Gustl ihr neues Sonntagskleid zerrissen.“ Und seine prompte Erwiderung hatte gelautet: „Kalbshaxe werde in Oberaudorf essen. Cenz mit Entlassung drohen. Gustl eine Watschen geben!“ Doch nun war er bis zum Tatzelwurm, seinem nächsten programmmäßigen Wanderziel, aller häuslichen Sorgen ledig. Wenn nur der Himmel auch ein Einsehen haben wollte. Aber der narrete Bauer von Feilbach, der immer schrie, wenn das Wetter sich änderte, hatte Recht behalten. Abwechselnd in Nebel und Regen hatte er den langen Weg durch das Jenbachtal zurückgelegt. Und an dem kleinen Bahnhof in Aibling stand doch so verlockend „Wendelsteinbahn.“ Welch wonnige Zukunftsträume verkörperte sich für Wanstinger und seinesgleichen in diesem Namen, und wie bitter stach davon einstweilen die Wirklichkeit dieses elektrischen Bähnleins ab, das mit etwas weniger Zügen fuhr, als auf dem Fahrplan standen, und noch fast fünf Stunden vom Ziele endete. Doch Wanstinger wollte sich nicht ärgern, dazu ging man ja nicht ins Gebirge. Dem Schicksal trotzend ließ er sich auf einem Felsblock nieder, zündete sich seine kurze Pfeife an und wartete auf eine Aufklären des umschleierten Himmels. Endlich schlängelte er sich an dem Drahtseil zum Hause zurück. Da gab es ein neues Ärgernis. Während er droben wartete, hatten die Gäste unten das letzte Bier ausgetrunken.



Der erste Sänger

„Wann der Herr warten wollen,“ meinte die Kellnerin, — bis zum Abend is das Muli mit dö frisch'n Fässer von Zell retour.“

Aber Wanstinger strafte sie mit Verachtung; lieber trat er gleich den Marsch an, dann kam er im Tatzelwurm noch früher zu einem Bier. Schnell warf er noch einen orientierenden Blick auf seine etwas alte Spezialkarte. Da war ein markierter Weg vom Wendelstein zum Brunnstein angegeben, der über den Tatzelwurm führte.

„Kann ma nicht fehlen “ fragte er, schon vor dem Hause stehend, den Wirt.

„O, gar koan Schein, in zwoa Stund'n macha Sie's leicht.“

Ein Norddeutscher Tourist, der eben schwer bepackt von Südosten her das Plateau betrat, hatte seine Erkundigung nach dem Brünnstein-Wege noch gehört. „Verirren, jibt's jar nich,“ bestätigte er, — „komme och daher, jehen Se man immer der Markierung nach, erscht sind et schwarz-rote und später rote Zeichen.“

Beruhigt trat Wanstinger seinen Marsch an. Der Himmel schien ihn foppen zu wollen, denn jetzt, da er den Gipfel hinter sich hatte, schimmerte bisweilen ein flüchtiges Blau durch die auf- und abwogenden Dunstmassen, und hier und da tauchte ein gigantisches Felsenhaupt aus den weißgrauen Schleiern. Doch

Schluß auf Seite 6

von viel höherem Wert als der Tod unserer Soldaten? War Seine Liebe nicht unendlich größer als die ihrige? War der Akt Seiner Selbsthingabe nicht von ungeheuerster Tragweite für die Welt? Ragen seine Folgen nicht für einen jeden von uns in Zeit und Ewigkeit hinein?

Wie sagt der Prophet? „Sie sollen aufschauen zu dem, den sie durchbohrt haben. Sie sollen wehklagen, wie man über den Tod des einzigen Sohnes wehklagt und weinen, wie man beim Verlust des Erstgeborenen weint!“

unser Wanderer ärgerte sich nicht mehr. Auch die Steindohlen, die mit ihrem glänzend schwarzen Gefieder und den gelben Schnäbeln wiegenden Fluges über ihm auf gezackten Schwingen und den Gachen Blick kreisten und wie Unglücksboten schrill und heiser kreischten, kümmerten ihn nicht. Er war ja seiner Sache sicher, und nur die Feststellung eines seltenen Ereignisses beschäftigte ihn. Durst hatte er! Wenn nur der schöne Durst bis zum Tatzelwurm vorhielt! Er züchtete ihn förmlich, indem er selbst das Schlucken vermied.

Aha, da kam ein Wegweiser. „Weg zum Brünnstein." Das war die Stelle, von der der Tourist gesprochen. Der bisherige steinige Pfad zog sich in der früheren Richtung weiter, doch schwarzrote Zeichen waren nicht mehr zu sehen. Auf dem zur rechten über eine sumpfige Wiese führenden Wege dagegen leuchtete an niederen, am Boden befestigten Stekken die rote Markierung.

Bald begann der schmale Pfad zu steigen, und Wanstinger wurde ein wenig irre. Kein Mensch begegnete ihm und aus der Karte wurde er nicht klug. Da endlich sah er in der Ferne eine dunkle Gestalt, ein Bauer schien einen verfallenen Zaun auszubessern. Aber ehe er ihn erreichte, stieg der Mann, der seine Arbeit vollendet, zur Tiefe nieder. Jetzt wurde eine größere Alm sichtbar, und Wanstinger steuerte darauf u. Doch wie er bei den Hütten ankam, fand er nirgends mehr eine Markierung. Vor einer Tür stand eine dralle Dirn, die mit einem Tabak qualmenden Burschen plauderte, „Zum Tatzelwurm wolln's?" antwortete das Paar auf seine Frage. „Gehn's nur da füri, nacha seh'n's den Weg schon. Aber a halbe Stund brauch'n's scho noch."

Einen Augenblick schwankte Wanstinger, ob er nicht um eine Schale Milch bitten sollte. Sein Durst war doch gar zu arg geworden. Aber der Gedanke, so bald am Ziele zu sein und sich das schönste Vergnügen zu verderben, gab ihm die Kraft heldenhafter Askese. Als er am Ende der Alm stand, sah er richtig die roten Farbenstriche wieder. Der Weg stieg abermals durch lichtes Gehölz über einer schroffen Wand bergan. Sonderbar: daß der noch nie besuchte Tatzelwurm so hoch gegen den Kleinen Traithen hinan liege, hatte er sich doch nicht vorgestellt. Die Dämmerung wuchs von Minute zu Minute. Er benützte das letzte bleiche Licht, um einen Blick in seinen Führer zu werfen. Da war indessen nur der Weg von Oberaudorf zum Tatzelwurm beschrieben. „Zuletzt steil aufwärts zum Wirthaus" hieß es. Also lag es hoch und es mußte doch wohl alles in Ordnung sein. Immer rascher klomm er empor, und der Schweiß rann ihm von der Stirn. Es wurde dunkler und dunkler, kaum vermochte er mehr die Markierung zu erkennen. Die bemalten Stecken lagen zum Teil ausgerissen am Boden, und von einem Wege war überhaupte keine Rede mehr.

In der totenstillen Einsamkeit legte sich eine schwüle Angst auf Wanstingers Seele. Mit einem Male sah er kein Farbenzeichen mehr. Von lähmendem Schrecken befallen, blieb er stehen. Was nun? Auch die Zeichen, die ihn von der Alm hergeführt hatten, waren nicht mehr zu erkennen. So konnte er nicht an der gefährlichen Wand hin zurückkehren und jeder Versuch, weiter vorwärts zu dringen, brachte ihn tiefer in die Wildnis. Der Mond ging auf, aber das tückische Zwielicht machte das Maß voll. Alles täuschte, er war mit seiner Weisheit am Ende. Von der einzuschlagenden Richtung hatte er keine Ahnung mehr. Wohl zogen sich an den Berghängen verstreute Hütten hin, aber sie mußten unbewohnt sein, denn nirgends ließ sich ein Licht erblicken. Eine weite, mit grauen Steintrümmern besäte Rasenfläche breitete sich schräg ansteigend vor ihm unter den finster drohenden Wänden des Traithen aus. Zur rechten schimmerte ein heller gefärbter Felsblock. Vielleicht war an diesem eine Markierung zu entdecken. Mit letzter Hoffnung eilte er darauf zu. Aber wie er näher kam, erhob sich plötzlich der vermeintliche Stein und stand auf vier Beinen vor ihm. Die großen Augen eines gelblichweißen Kalbes glotzten ihn dumm und fragend an. Zugleich tollten ein paar ausgelassene Pferde mit wilden Sätzen an ihm vorbei. Überall sah er jetzt Kühe und Pferde weiden, denen er ängstlich auswich.

Nie in seinem Leben hatte sich Pius Wanstinger in so fataler Lage befunden. Der quälende Durst brachte ihn beinahe um, und hier in der kühlen Nacht auf offener Fläche, mitten unter dem rücksichtslosen Vieh sich zur Nachtruhe nieder legen, konnte das schlimmste Ende nehmen. Da fiel ihm ein wenig tiefer in dem öden Hochkessel ein großer haushoher Stadel in die Augen. Wenn er nur wenigstens ein schützendes Dach fand! Mühsam hastelte er sich weiter. Vor der dunklen Hütte blieb er aufatmend stehen. Die Pforte des schmalen, hölzernen Umgangs war nur mit einer Kette gesperrt und ließ sich öffnen. Der nächste Eingang war verschlossen, aber eine zweite niedere Tür ging auf. Sie führte in einen stockfinsteren, leeren Raum. Wanstingers Zündholz erhellte ihn. Der hölzerne Boden war mit den Resten getrockneten Mistes bedeckt, er befand sich in einem eigentlichen Viehstall, den eine hohe Bretterwand von dem

Der heilige Kreuzweg

Vom Schriftleiter

Eingang.

Herr, eingedenk der Worte: „Nur im Kreuze ist Heil" wollen wir Dein heiliges Leiden betrachten. Du hast gesagt: „Wer mein Jünger sein will, nehme sein Kreuz und komme." Wir haben Dein Kreuz nicht immer getragen. Oft, sehr oft, haben wir es uns zu erleichtern gesucht oder es gar von uns geworfen. Drücke doch, wir bitten Dich, die wundersamen Liebesgeheimnisse Deines Kreuzes tief ins Herz uns und ins Gedächtnis, damit wir ihrer stets gedenken und immer auch nach ihnen leben.

Erste Station: Jesus wird zum Tode verurteilt.



Hans Wrba (Bronze Relief)

Herr, um unserer Erlösung willen hast Du die Menschen über Dich urteilen lassen, wie man über Verbrecher urteilt. Haben wir jemals so viel Liebe gehabt, daß wir über uns urteilen ließen, ohne zurückzuschlagen? Du schwiegest, weil ja nur duldendes Schweigen den Frieden bringen kann, den Du versprachest und nach dem unser Herz ruft. Wir lärmen voll Stolz und Unnachgebigkeit — und wühlen so immer tiefer auf die Unruhe auf Erden.

---

kleinen Gemach der Almerleute trennte. In diesem gab's eine hölzerne Pritsche, aber in das Paradies hineinzukommen war unmöglich. Resigniert ergab sich Wanstinger in sein Schicksal. Das nagende Hungergefühl zwang ihn, aus seinem Rucksack den Rest des Proviantes, ein trockenes Brot nud ein Stück hart gewordenen Käses, hervorzuholen. Aber er brachte nichts durch den ausgedörrten Schlund hinab. Wasser um jeden Preis! Er tappte wieder hinaus und lauschte in die Nacht. In der Tiefe ließ sich ein leises Rauschen vernehmen. Dort mußte ein Bach oder ein Brunnen fließen. Also hinunter in den hochdunklen Kessel! Er wollte Licht machen, aber mit Schrecken fiel ihm ein, daß er die kleine Laterne, die er bei früheren Touren immer zwecklos mitgenommen, diesmal aus Bequemlichkeit zu Hause gelassen hatte. Nur das kleine Ende eines Wachsstockes entdeckte er noch in der Tiefe seines Rucksacks. Angstvoll zählte er seine Zündhölzer. Es waren nur noch zwölf. Da hieß es sparen. Er mußte seinen Weg im Dunklen finden. Um die Hütte herumgehend, brach er durch eine dünne trockene Kruste und versank bis über die Knöchel in einen Brei von brauner Jauche. Um aus dem garstigen Schlamm herauszukommen, mußte er wieder ein Zündholz opfern. Aber was war das? An der Wand der Hütte befand sich ein roter Strich. Endlich wieder eine Markierung, nud er war doch noch auf dem rechten Wege! Das Mondlicht leuchtete jetzt heller, und auch die nächsten Zeichen ließen sich erkennen. Nun konnte er den Tatzelwurm doch noch erreichen. Mit neuem Mute schritt er vorwärts. Da aber warfen die bewaldeten Hänge des Traithen einen dunklen Schatten. Zuletzt stellte er den Wachsstock in die Tiefe seines Hutes und jetzt gelang es ihm wirklich, einen Becher zu leeren und seine Trinkflasche mit der garstigen Flüssigkeit zu füllen. Dann kletterte er mit seiner Beute mühsam wieder u dem rettenden Viehstadel empor. Drei Zündhölzer waren ihm noch geblieben, und während der Wachsstock rasch herabbrannte, verzehrte er, auf dem schmutzigen Boden ausgestreckt, seinen letzten Proviant. Von dem Wasser war ihm übel und wehe geworden und er schlotterte vor Kälte. So konnte er die Nacht nicht zubringen. Er mußte den Lodenmantel aus dem Rucksack nehmen und ihn über sich breiten. Nun war sein einziges Kopfkissen zu einem Marterwerkzeug geworden, denn nur Trinkflasche, Karte, Reiseführer, sein Revolver und sonstige weiche Gegenstände befanden sich noch in dem grünen Sack. Das mußte eine schöne Nachtruhe geben! Doch unter dem Einflusse der großen Ermüdung dämmerte er schließlich ein wenig ein. Da weckte ihn plötzlich ein dumpfes Brausen wie von einer fernher sich wälzenden Hochflut. Zugleich zuckte ein fahler, bläulicher Schimmer durch die Hüt-

te. Ein nächtliches Gewitter war heraufgezogen. Deutlich ließ sich das hohle Sausen des Sturmwindes vernehmen. Mit steifen Gliedern erhob sich Wanstinger und lugte durch eine Spalte der Tür. Mond und Sterne waren in rabenschwarzer Finsternis erloschen, in schweren T r o p f e n klatschte der Regen nieder und trommelte auf das Schindeldach der Hütte.

— — —

Es war jetzt hell genug, die Markierung deutlich zu erkennen. So schnell es seine steifen Glieder erlaubten, eilte er fort. Sonderbar, der Weg stieg abermals höher und höher hinan. Doch endlich, auf der gegenüberliegenden Seite eines weiten Kessels winkte das Ziel. Wanstinger quetschte einen heiseren Freudenschrei aus seiner Kehle. Das mußte der Tatzelwurm sein! Man sah zwar ein schönes, sauberes Dach mit einem Blitzableiter, aber das übrige wurde bald genug zum Vorschein kommen. Nach einer mühseligen weiteren halben Stunde erblickte er es. War denn alles verhext? Das sah ja gar nicht aus wie ein Wirtshaus! Nicht einmal ein Schild befand sich daran. Nur eine neuere, größere und schönere Almhütte als gewöhnlich lag vor ihm und an der Tür stand eine barfüßige, hochaufgeschürtzte Dirne.

„Entschuldigen Sie, komm' ich hier zum Tatzelwurm?" fragte Wanstinger kleinlaut.

Die Sennerin starrte ihn an. „Aba da kemma's ja her."

„Was, her?" schrie Wanstinger erbost, — „hin will ich."

„Nacha san's wohl narrat?" erwiderte die resolute Schöne. „San's denn net von da herauf g'stieg'n?" Sie wieß mit der der Hand in das tief zu Füßen liegende Waldtal.

„Keine Idee. Von dort herüber komm' ich. Muß mich wohl ganz vergangen haben."

„Jessas, san Se oaner! Da unten liegt der Tatzelwurm. Gengan's nur alleweil dem Wasser nach, in einer gut'n Stund' 'san's drunten."

Wanstinger fürchtete wirklich, närrisch geworden zu sein. „Aber wohin führt denn der markierte Weg?"

„Zum Brünnstein."

„Himmel!" P i u s Wanstinger ging plötzlich ein fürchterliches Licht auf. Das kam davon, wenn man mit alten Karten und Büchern reiste. Jetzt war des Rätsels Lösung klar. War da inzwischen ein neuer direkter Weg zum Brünnstein gebaut, der den Tatzelwurm in der Tiefe liegen ließ. Den hatte der Tourist am Wendelsteinhause gemeint, der seine Absicht nicht kannte, und auf den war er geraten, statt bei den anfänglichen schwarzroten Zeichen, die nur scheinbar aufgehört hatten, zu bleiben. Das war so dumm, daß er es gar nicht eingestehen mochte, und sehnsüchtig lenkte er die Unterhaltung auf ein anderes Thema. „Gewiß kochen's grad an Kaffe. Kann i net aa a Haferl haben?"

Die Dirn betrachtete den ganz mit Schmutz bedeckten Wanderer mißtrauisch. „Tut ma leid, den ham ma scho selm aus'trunk'n."

„Aber a bißl Milch wird's doch geben?"

„Da derfa ma nix davon hergeb'n, dö müss'n ma alle in da Kashütt'n abliefern."

Wanstinger hatte genug von der ungastlichen Sennerin. Hinkend und schimpfend trat er den Abstieg nach dem verhexten Tatzelwurm an, und der schändliche Weg längs des geröllbedeckten Bachhanges setzte seinen alpinen Leiden die Krone auf.

Aber endlich lag es hoch vor ihm, das heißersehnte, so schwer erkämpfte freundliche Haus. In gieriger Hast nach einer Erfrischung polterte er in das Gastzimmer, doch auf der Schwelle fuhr er mit einem lauten Aufschrei des Schreckens und der Überraschung zurück.

In leibhafter Gestalt, wie eine drohende Rachegöttin, stand vor ihm die gestrenge Gattin.

„Kathl, du hier, wie is dös möglich," stammelte er, — „na der Schrecken, dö Freud' wollt' i sag'n, ich — — —"

„Du bist a Sauberer," fuhr Frau Kathl ihn an. „Ich will dir a freudige Überraschung machen, fahr' mit dem Abendzug gestern nach Oberaudorf und laß mich da heraus führen. Von Stund zu Stund wart' ich und du Herumtreiber bleibst die ganze Nacht fort. Wo bist g'wesen? — — — Wissen will ich's!"

Pius blieb kalt. Wie klein und armselig war alles Ärgernis der Welt, wenn Magen und Kehle ihr Recht forderten! Mit schwerer Wucht warf er sich auf den nächsten Stuhl.

„Kellnerin, an Kaffe, oder ich bin hin!" Mit gierigen Zügen stürzte er den dampfenden Trank hinab.

„Noch eine Tasse! Nein, bringen's glei zwoa, und noch mehr Semmeln, noch viel mehr Semmeln!"

Kopfschüttelnd, die Arme in die Hüften gestemmt, stand Frau Kathl vor ihrem Gatten. „Was, net mal

L i e b e

Verzagen wir nicht. Mag auch unser äußerer Mensch aufgerieben werden, unser innerer erneuert sich Tag für Tag. Denn die leichte Augenblickslast unsrer Trübsal bringt uns eine überschwengliche, ewige, alles überwiegende Herrlichkeit. Nur dürfen wir nicht auf das Sichtbare schauen, sondern auf das Unsichtbare. Denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ewig. Wir wissen ja, wenn unser irdisches Haus abgebrochen wird, erhalten wir einen festen Bau von Gott, ein ewiges Haus im Himmel, das nicht von Menschenhand erbaut ist.

(2 Kor 4,16-5,2)

Zweite Station: Jesus nimmt das Kreuz auf sich.



Emil Sutor (Steinrelief)

Herr, schwer fällt das Kreuz auf Deine zermarterten Schultern. Wir können kaum unsere eigenen Kreuze schleppen. Sie sind uns zuwider. Was sollen wir da erst sagen von den freiwilligen Kreuzen der Liebe, die einer dem anderen tragen helfen soll, damit es weniger Tränen gäbe auf Erden und mehr Liebe. Was haben wir durch diese Selbstsucht erreicht? Krieg und Neid und Not und Hunger.

Red und Antwort gibst mir auf meine Frage?"

Wanstinger kaute und biß ohne Unterbrechung. Einmal und nicht wieder!" grunzte er vor sich hin. Endlich wandte er den Blick auf seine keifende bessere Hälfte.

„Dei'n G'wand sieht ma's an," fuhr diese fort, „wo du dich herumgetrieben. Wie der liederlichste Steunner schaust aus. I frag' di' nur ein's: Willst du jetzt eing'steh'n, wo du die Nacht zugebracht hast?"

„Im Viehstadel," klang es dumpf von Wanstingers Munde.

„Da haben wir's, ha ha, ha schamst di net, alter Lump! Und was is 's g'wesen?"

„Ein Idyll, wia ma sagt, aber a z'wideres!" Und jetzt schilderte der verkannte Gatte mit den Farben eines Impressionisten seine nächtliche Aventüre.

Frau Kathl war eine zu diplomatische Frau, um ihrem Gatten zu verraten, daß sie ihm unbedingt Glauben schenkte; es war doch sicherer, für alle künftigen Gelegenheiten sich den scheinbar berechtigten Argwohn als Reservatrecht zu sichern. Beweisen konnte er ja seine romantischen Erlebnisse ohne Zeugen so wie so nicht. Milder gestimmt und nur mit der Miene leisen Zweifels ließ sie ihn zu Ende erzählen.

„Gott sei Dank, daß ich nur wieder bei dir bin, Alte, —" schloß Wanstinger seinen ausführlichen Bericht, und er faßte glücklich die Hand seiner Gattin. Solchem Naturlaut konnte auch Frau Kathl nicht widerstehen. „Nacha is ja alles gut," lenkte sie ein, — „aba dös oane sag' i dir: auf den Wendelstein oder an andern Berg kommst mir nimmer."

Pius Wanstinger hat nie im Leben sein Wort rasch gegeben, und nie ist es ihm so leicht geworden, den Willen seiner Frau zu tun.

Komplizierte Verwandtschaft. Der neue Patient war so ungewöhnlich fügsam und geradezu vernünftig, daß der Leiter der Irrenanstalt zu ihm sagte: „Wissen Sie, wo Sie her sind?" — „Ja, leider, leider", erwiderte jener traurig, „ich bin in der Irrenanstalt." — „Aber wie sind Sie hierher gekommen?" fragte der Arzt. — „Das beruht auf tragischen Verwicklungen", erwiderte der Gefragte. Sehen Sie, ich heiratete eine Witwe mit erwachsener Tochter. Darauf heiratete mein Vater die Tochter meiner Frau. Dadurch wurde also meine Frau die Schwiegermutter ihres Schwiegervaters. Meine Stieftochter wurde meine Stiefmutter und mein Vater mein Schwiegersohn. Meine Stiefmutter bekam einen Sohn, der also mein Stiefbruder war; aber er war auch der Enkel meiner Frau, also war ich der Großvater meines Stiefbruders. Als nun meine Frau auch einen Jungen bekam, war der auch der Schwager meines Vaters, also der Bruder seiner Frau. Meine Stieftochter ist aber auch zugleich die Großmutter ihres Bruders, denn der ist ja der Sohn ihres Stiefsohnes. Da ich der Stiefvater meines Vaters bin, ist mein Sohn der Stiefbruder meines Vaters, zugleich aber auch der Sohn meiner Großmutter, da ja meine Frau die Schwiegertochter ihrer Tochter ist. Ich bin der Stiefvater meiner Stiefmutter, mein Vater und seine Frau sind meine Stiefkinder, mein Vater und mein Sohn sind Brüder, meine Frau ist meine Großmutter, weil sie die Mutter meiner Stiefmutter ist, ich bin der Neffe meines Vaters und gleichzeitig mein eigener Großvater . . . Und das", schloß der Kranke, „hat mich den Verstand gekostet". — „Ich verstehe" nickte der Arzt tiefsinnig — und begab sich in die Behandlung seines Assistenzarztes . . .

Kurtchen: „Wie heißt es: der oder die Bilanz?" — Vater: „Merke dir, mein Junge, Bilanz ist immer weiblich, weil sie gewöhnlich falsch ist."

Der Sohn des Wirtes. Der Herr Kaplan hat die Hochzeit von Kana erzählt. Das erste Wunder des Heilandes. Aber das sollten die Buben selber herausfinden. „Wie heißt man also eine Handlung, wenn Wasser in guten Wein verwandelt wird?" — Nödli (eben ein Wirtssohn): „Das nennt man — eine Weinhandlung, Herr Kaplan!"

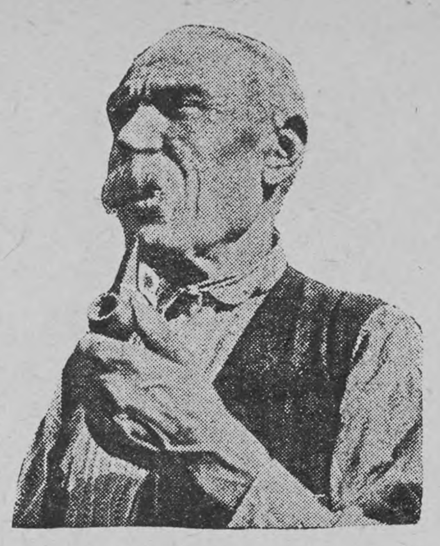
Tiere. Was ist der Storch für ein Landsmann? — Ein Preuße. Er hat einen großen Schnabel, und wenn er Hunger hat, kommt er nach dem Süden.

Welches ist das abgehärteste Tier? — Der Floh. Er springt mitten im Winter in Hemdsärmeln herum.

Welches ist das dümmste Tier? — Der Frosch. Wenn es regnet, springt er ins Wasser, damit er nicht naß wird.

Welches ist das genügsamste Tier? — Die Motte. Sie frißt Löcher.

vom
Schusterseppel



Liebe Leit.

Ich, wo ich die lange Erfohrung von meinem Leben hob, ich muß soge und Eich zu wieße tun, daß mir dieses Johr einen arg wilden Winter g'hat hen, was weller Winter ober noch net bis uf sein End komme is. Jetzen hen mir März, und soller Monat März is falsch, wie man so soge tut. Denn eimol is es schen, und dann wieder, grad wenn Du zu deinen Nachbor h'nieber gefohre bist mit deine Roß und dein boggy, fier um Maistub zu holte, fängts an zu blose daß kein anständiger und guder Mensch net mehr ham komme kann.

Der März is ober noch fier unnerschiedliche anre Sachen gut. Die Lubinger Katherin, was ein Wittweib gewest is und sich in alle Sachen gut ausgekennt hot, die hot ieber die Leit g'sogt, wie daß der März gut is fier die Madel und die Wittweiber, fier um einen Mann zu finne. Man braucht nix net tun als grod zur Kerch gehn und zum heiligen Joseph zu bäte fier um ein Mann, und nochher werd man bestimmt heirote.

Ich hob immer ieber die Katharin g'sogt: „Katharin", hob ich g'sogt, „tu doch die Weibsleit net verieckt net moche. Der heilige Joseph hot anre Geschäft nochzuschaue als nur ein Mann fier die Weibsleit zu finne."

Ober die Katharin hot net uf mich gehert. Sie hot weiter zu die Leit verzählt, wie daß der heilige Joseph ein guder Heirotsmacher is und daß man for sure einen Mann kriegt, wenn man noch keinen net hot und einen hoben will.

Selles hot auch die Metter Luzia zu Ohren bekomme, was welle Luzia schon die Johre fienfzehn ohne Mann gewest is, vonwege weil ihre zwei erschte Männer beide gestorbe sein. Solle Luzia is zu die Kathrin h'nieber gange und hot um Rat gefrogt, wie daß sie einen Mann bekomme kann. Die Kathrin hot zur Antwort gebe: „Luzia", hot sie g'sogt, in the first place müßt ihr eich einen auspicken, den was ihr hobe möcht, vonwege weil ihr erst eier Auge uf einen Mann hobe mießt, eh daß ihr zum heiligen Joseph gehn könnt."

„Wenn das der case is", hot die Luzia zurieckgebe, „dann brauchts ihr eich keine Sorge net moche, vonweg weil ich schon lang mein Aug uf den Klump Kaspor hob."

Wie die Luzia den Klum Kaspor genennt hot, da is ober die Kathrin rot und blaß worde. Ihr mießt's nämlich wieße und zur Kenntnis nehme, liebe Leser und Leserinnen, wie daß die Kathrin, was ja auch ein Wittweib wor, schon fier lange Johren den heiligen Joseph angonge is, fier um den Kaspor zu heirote. Der Kaspor hat ober net an solle Sachen gedenkt. Er hot uf seine Farm geschafft, gut und recht, wie alle anre Farmer, hot keine Kinner net g'hat und kein Weib, aus was weller Ursach er in die town gange is wann er wollt, und in die beerparlos g'huckt is, wielang daß er es gewollt. Und solles freies Leben hot er arg geglieche.

Die Kathrin hot ihm lange Johre nochgestellt g'hat, nochher ober hot sie's uffgebe. Wie sie nun ober g'hert hot, wie daß die Luzia ihr Aug uf den Kaspor geworfe hot, da hot sie bei sich gedenkt: „Wart, Luzia, dir werd ich schon einen guden advice geben. Du kriegst den Kaspor net, vonwege weil ich mir den hole will. Weil ober die Gefohr is, wie daß der Kaspor doch mit die Luzia in love fallen kann, aus soller Ursach werd ich kein chance net missen, fier um den Kaspor zu mieten und in mein Haus zu bekomme."

So hot die Kathrin, die falsche, bei sich gedenkt. Sie hot ober kein Wort net davon ieber die Luzia g'sogt. Was sie ober g'sogt hot, wor desch: „Luzia", hot sie g'sogt, „desch mit das Bete is schon gut. Ober das Bete tut's net allein schoffe. Kommt's morgen drei Minuten noch Mitternacht zu mir und ich werd eich eine medecine gebe, was welle medecine ihr dem Kaspor zu trinke gebe mießt, mit Kaffe oder mit Milch oder Wasser. Wenn der desch trinkt, dann is er wie wietig uf eich, desch kann ich eich soge. Und heirote werd er wolln gleich uf die nächste Woch."

Die Luzia hot arg zugehert, was die Kathrin gesproche hot und hot mit viele Worte gedankt fier sollen advice. „Morgen werd ich bei eich sein und mir selle medecine hole", hot sie ieber die Kathrin g'sogt und fest versproche. Dann sein die Weibsleit auseinanner gange.

Nun hot's sich ober zugetroge, daß die Luzia net hot ihr Maul holte kenne. Sie is h'nieber zu ihre Freindin und hot sie versprechen gemocht, daß sie nix net soge werd von dem, was sie jetzen hören werd. Die Freindin von der Luzia hot solles auch fest und treu versproche, und nochher hot ihr die Luzia alles verzählt, und sie is so ufgeregt gewest, daß sie auch von der medecine gesproche hot, was welle sie drei Minute noch Mitternocht bei der Kathrin uffspicke werd.

Die Freindin von der Luzia is uf course auch ganze uffgeregt worde und sie konnt es net mehr erworte,

Dritte Station: Jesus fällt das erste Mal.



Emil Sutor (Steinrelief)

Herr, erschöpft bist Du unter der Last des Kreuzes zusammengebrochen. Das ist das Bild der Menschheit, das wir da vor uns sehen. Du fielest unter der Last des Liebeskreuzes, wir stürzten unter der Wucht unserer eigenen Sünde, und Not und Qual schaut nun verzweifelnd in das Dunkel unserer Tage, suchend nach dem ersehnten Retter. Du hälst fest an Deinem Kreuz. Gib, daß auch wir es wieder ergreifen.

---

bis daß die Luzia hamgehn werd. Kaum daß die Luzia aus der Kuchel wor, is die Freindin auch schon h'nieber zu ihre Freindin und hot do alles verzählt, was sie grod g'hört hot, und mit sollem Verzählen hot sie dann wieder ihre Nachborin uffgeregt, so daß die wieder zu ihre Freindin h'nieber gesprunge is, und das noch vor dem supper.

Anyway, liebe Leit, was ihr dies lese tut und glaube, es is noch net lang noch dem supper gewest, da hot der Klump Kaspor schon alles gewießt. Erscht, wie er desch gehört hot, is er bös worde wie ein Stier. „Die Weibsleit, die unschamhaftige, verhandle wolln die mich wie ein Roß? Desch gibt's mir net, daß die sich in mein busineß h'neinmixe. Gleich geh ich h'nieber und tu sie soge, was ich von sie denke", hot er gewettert und arg schlimm dabei sakramentiert.

Unner die Mannsleit, zu die er so sakramentiert hot, is ober auch der Lamann Ignatz und der Joe, was sein angeborner Bruder is, gewest, und ich wor auch dabei.

„Kaspor", hot der Ignatz ieber den Kaspor g'sogt, „tut's eich net uffrege, vonwege weil ich was Bessres weiß. Desch wird schoffe und die Weiber fixe."

Dann hot er lange ieber den Kaspor gesproche, und mir alle hen zugehört und hen unser agreement gebe, wie daß soller Plan arg gut is. Auch der Kaspor hot gemeint, wie daß solles sehr gut is und latza fun gebe werd.

Wie der Obend komme wor und die Mitternocht schon eine Minute vorbei gewest is, sein mir alle, der Kaspor, der Ignatz, der Joe und ich, hinner dem Fenster von der Kuchel gestanne, was zu der Kathrin zugehört hot. Die Luzia is auch schon dogewest, ober die hot net bei uns gestanne, vonwege weil sie sich die porch ausgepickt hot um uf die dritte Minute noch Mitternocht zu die Kathrin h'neinzukomme.

Nun mießt ihr ober noch wieße und zur Kenntnis nehme, liebe Leit, desch mir net in unsre overalls gewest sein und auch net in unsre suits. Mir alle hen nur unsre Schuh ang'hot und unsre Unnerwäsch, und dann hen mir uns ein weißes Tuch ieber den Kopf und ieber den Leib geworfe, so daß die Weibsleit net gewießt hen, wer mir sein.

Drei Minuten noch Mitternocht is die Luzia gleich h'nein zur Kathrin. Mir hen zwei Minute noch drauße gestanne, keine Minute länger net, und dann sein mir auch h'nein zur Kathrin.

Die Kathrin und die Luzia hen in der Kuchel gestanne, und die Luzia hot schon eine bottle von die love medecine geholte. Mir sein ganz leis in die Kuchel komme und hen uns hing'stellt. Der Ignatz hot gesproche — und die Weiber sein wietig verschrocke, wie sie dem Ignatz sein Sproch gehört hen und nochher uns vier Geischter gesehn hen — der Ignatz hot also gesproche:

„Kathrin und Luzia, ihr schlechte Weiber. Zum heiligen Joseph hobt ihr gebet fier um den Kaspor zu kriege? Und jetzen wollt's ihr ihm noch ein medecine gebe? Ich, wo ich vom Himmel komme bin . . . . "

Weiter is der Ignatz net komme, vonwege weil die Kathrin desch gemocht hot, was mir net gedenkt hen, daß sie solles moche werd. Sie is uf den Ignatz zu und hot ihm die Decke runnergerieße, und do hot er nun vor die Weibsleit gestanne in seiner Unnerwäsch. Wie das ober geschehn wor, da is die Kathrin ober auch gleich uf den Joe zu und hot desselbige gemocht, und die Luzia, was g'sehn hot, was fier welle Geischter daß mir sein tun, hot dem Kaspor das Tuch runnnergerieße und mir. Und do hen mir denn alle vier in unsre Unnerwäsch vor die wietige Weibsleit gestanne. Die hen ober auch gleich angefange ieber uns zu sakramentiere und lamentiere, sell kann ich eich soge, liebe Leser und Leserinne. Geschrien hen sie, daß man es in der ganze town g'hert hot:

„Teifel, unverschämte, schamts eich net, als verheirote und uffgewachsne Christen in eire Unnerwäsch zu anständige Weibsleit zu komme? Ihr schmutzige Teifel, was die Jugend ein schlechtes Beispiel gebt. H'naus mit eich, denn jetzen wolln mir um Hilfe rufe."

Wie die Weibsleit ober gesogt hen, wie daß sie um Hilfe rufen wolln, da sein mir in eine arg böse Gefahr komme und mir hen schnell gedenkt, wie daß mir solles verhindre können. Der Ignatz hot zuerst eine idea bekomme. Er is uf die Luzia zu, hot ihr die love medecine aus der Hand gerieße, und hot geschrien: „Mannsleit, packt's die Kathrin. Reißt die Weiber das Maul uf, ich werd die ihre eigne love medecine saufe moche."

Mir hen auch gleich solle idea gut uffgepickt und hen gemocht, wie der Ignatz gesogt. Alle zwei, die Kath-

Vierte Station: Jesus begegnet seiner Mutter.



Emil Sutor (Steinrelief)

Herr, war es Dir Trost oder war es Dir neuer Schmerz, als Du auf Deinem Todeswege Maria trafst, Deine Mutter? Wo Maria ist, da ist Reinheit und da ist jene Liebe, die von dir kommt. Diese Liebe ist Gnade, und diese Gnade hat nur, wer rein ist an Gesinnung und in der Keuschheit seines Standes. Wir haben kein Sehnen nach dieser Gnadenfülle der Liebe, darum gehen wir so wenig hin, Maria in unseren Freuden und in unseren Leiden zu begegnen.

---

rin und die Luzia, hen gegluckt und gespuckt, gekratzt und gekickt, ober alles hot net geholfe, sie hen die medecine saufe gemießt bis uf den letzten Tropfen.

Wie die bottle leer wor, sein mir schnell aus der Kathrin ihr Haus h'naus, fier um unsre suits und overalls uffzupicke. Wie mir angezoge wore, sein mir schnell wieder h'nieber zur Kathrin. Die Kathrin und die Luzia sein immer noch in der Kuchel gewest. Die Kathrin hot uf der couch gelege und hot gejommert: „Mich verreist's, mich verreist's," die Luzia ober hot sich den Bauch geholte und is in der Kuchel rumgesprunge und rumgerennt, und kein Wort hot sie net gesproche ober nur „Hmmm, hmmm" gemocht.

Wie mir ins Haus h'neinkomme sein, hen mir ganz unschuldig gefrogt: „Was is denn los mit Eich, Weibsleit? Seits ihr krank? Breicht's ihr den Doktor?"

Ganz wietig sein sie do alle zwei uf uns losgefohre. Mir ober hen gestanne wie ein Soldat so fest, und der Ignatz hot g'sogt: „Weibsleit", hot er g'sogt, „jetzen gehn mir den Doktor holen und der werd eich soge, was fier welles poison ihr g'suffe hobt. Dann könnt's ihr ja zur police und die police verzähle, wie daß vier Mannsleit, was in ihre Unnerwäsch zu eich komme sein, selles poison von eich genomme hen und eich zu saufe gebe hen. Mir alle drei werden zu die police soge, daß mir eich gepoisened vorgefunne hen, und niemond net werd proven können, wie das mir bei eich wore. Mir werden ober proven und froge: „Mister police, wo is selles poison herkomme?"

Mit solle Red hen mir die Weibsleit verlosse und mir hen gedenkt, wie daß niemond nix net wieße werd von soller story.

Erscht hen die Weibsleit auch nix net g'sogt, vonwege weil sie Angst g'hat hen. Nochher ober, drei Monate druf, hen sie zu unsre Weiber verzählt, was vorkomme wor, und desch is net gut gewest fier uns. Anyway, liebe Lese und Leserinnen, unsre Weibsleit hen's net gegliche, was mir gemocht hen, und ich muß soge, daß ich mich heit noch schämen tu und manchmol tu ich die Pauline, was mein Weib is, gut und herzlich biette, selles net mehr uffzubringe.

Ihr ober, liebe Leser und Leserinnen, tut's eich wieder eimol ein Beispiel nehme, wie daß mir im März keine Schlechtigkeiten net treibe solln, vonwege weil der März eine Fastenzeit is, wo der christliche Mensch fasten soll und Gudes tun. Wenn von eich jemond ein Mann hobe will, dann tu ich solle Frau biette, ihre Heirotsgedanke fier uf die Zeit nach die Ostre zu postponen, vonwege weil nix Gudes net rauskommt, wenn man in die Fastenzeit ans Heirote denkt, was ich erfohre hob und womit ich niemols mehr nix net zu schoffe hobe will.

Mit solles grießt Eich

Der Schusterseppel, eier
getreier Freind.

„Gegruesset seist du,"

**Heilands Mutter, Born der Gnaden,
Schau, wir wallen Leid beladen,
kummerwund durch arge Zeit.
Bring ihm, der am Kreuz gelitten
hilfreich unser armes Bitten:
Komm, erschließe Seligkeit.
Quell der Mildtat, deine Liebe
nähre unsres Hoffens Triebe,
die wir strecken zäh empor!
Bitt für uns, Gebenedeite,
daß sich überm Erdenstreite
öffne weit das Himmelstor.
Leidenshort der sieben Schmerzen
komm, empfange unsere Herzen:
Spende linden Gnadentau.
Lasse uns in Nacht nicht darben,
schwichte tiefer Wunden Narben:
Sei uns gnädig liebe Frau!
Kümmernis uns drangvoll gürtet,
so wir fahren harmgebürdet
durch der Wogen wilden Schlag.
Stärke unser Leidvertrauen:
Hilf das wir erlöst einst schauen
Deinen Sohn am jüngsten Tag.
Vaterschaft und Sohnes Zeugnis
und des Geistes Lichtereignis
finde unser Sein bereit.
Muttergottes, Trost im Dulden,
hilf das allen Mangels Schulden
tilge mild Dreifaltigkeit.**

Hans Dennhofer

Liebe ist ohne Fragen,
Liebe ist ohne Wägen,
ist ein Dienen und Tragen,
lauter Säen und Pflegen.
Liebe hebt Leid und Schmerzen
über sich selbst hinaus —
blieb auch vom anderen Herzen
die strahlende Antwort aus!

J. L.

Das Heubad

von Rudolf Greinz

Wenn's einem herrischen Stadtfrack mit der Lebensmaschin' nicht mehr zusammengeht und er entweder zu dick oder zu mager wird, dann schickt ihn sein Hausarzt oft genug in ein Bad, in einen Kurort, auf Luftveränderung.

Unsere Bergbauern haben auch ihre Bäder. Man kann sie in zwei Gattungen scheiden: in nasse und trockene. Bauernbadeln, wo die verschiedenen zerlatterten „Kripp'n" in irgend ein heilkräftiges Wasserle getaucht werden, gibt es in Tirol genug.Immer auch gute Wirthäuser dabei; denn zu der kräftigen Wasserkur muß man gut essen und trinken.

Bei manchen Leiden hilft jedoch das Wasser nichts mehr. Da muß zu radikaleren Mitteln gegriffen werden. Eine Krankheit, die vom Wasser nicht mehr aus dem Körper gezogen werden kann, muß mit Heu behandelt werden. Das Heubad ist daher bei uns ein weit verbreitetes Kurmittel.

Auf den „Niederlegern", wie man die niedersten Almen nennt, die oft nur kürzere Strecken von den Bergdörfern entfernt sind, werden solche Heubäder mit Vorliebe genommen. Der Patient zieht sich splitternackt aus, umhüllt sich mit einem groben Leintuch und läßt sich vom Senner oder wer sonst bei der Hand ist, tief in das frische, starkwürzige, gärende Bergheu begraben, so daß er nur mehr mit dem Kopf herausschaut.

Da drinnen dampft er sodann geraume Zeit, schwitzt und dunstet, bis das Leintuch tropfnaß ist. Eine trokkene Abreibung und eine tüchtige Schüssel Muas folgen auf das Bad. Die Schwitzkur pflegt sehr den Appetit zu fördern.

Die Sache hat tatsächlich viel für sich und beruht auf keinem Aberglauben. Das dampfende Heu hat sich namentlich bei gichtischen Leiden sehr bewährt. Dem Bergbauern ist es freilich ein Allheilmittel, das alle möglichen Krankheiten aus dem Körper zieht, namentlich auch solche, von denen man nicht recht weiß, was für ein Leiden es eigentlich ist. Solche rätselhafte Zustände bezeichnet der Tiroler Volksmund einfach mit „Wildnus".

Weibliche Patienten gibt es nur selten in den Heubädern. Zumeist sind es die Manderleut', die ihre starren Glieder und mürben Knochen in das heilende Alpenheu schleppen.

Der Knöttler Hannes war schon längere Zeit nicht mehr recht extra beisammen. Angegangen war die Geschichte schon vor einem Jahr, als er den Prozeß mit der Gemeinde wegen einem Waldanteil am Strupfenjöchel bekam.

Der Hannes glaubte ein Holzschlagrecht an dem übrigens recht magern Waldbestand zu haben und die Gemeinde ebenso. Ein etwas unklarer Kaufvertrag von Hannes Großvater her hatte den ganzen Streit verschuldet.

Nun war der Knöttler ein Dickschädel. Die Gemeinde wäre ganz gern zu einem friedlichen Ausgleich auf Halbpart geneigt gewesen. Der Hannes jedoch wollte davon nichts wissen. Seitdem zehrte die innere Gall 'an ihm. Die Prozessiererei ging dem Hannes auf die Gesundheit, den Magen, die Leber, die Lungen, das Hirn, das Blut und das ganze „Ingreich".

Es klappte nirgends mehr. Der Wurm fraß überall in seinem sterblichen Leichnam herum. Dürr und hager war der Knöttler Hannes von jeher gewesen. Jetzt stellte er die „Boaner" an allen Ecken und Enden hinaus wie spitzige Gabeln.

So konnte es nicht weiter gehen. Das war dem Knöttler klar. Er nahm deshalb eines Tages seine Zuflucht zum Schmierber Valtl, einem in der ganzen Gegend bekannten Bauernbader.

Der Valtl riet ihm dringend, ein mehrwöchiges Heubad zu gebrauchen. Nur das könne das angesammelte Gift noch aus seinem Körper herausziehen. Der Hannes entschloß sich auch dazu und begab sich zur Kur auf eine Alm, die etwa eine Stunde oberhalb seines Dörfels lag. Der Schmierber Valtl versprach ihm, er wolle schon gelegentlich einmal nachschauen kommen, wie das Heubad anschlage.

Ungefähr eine Woche hatte sich der Knöttler schon kuriert. Jeden Tag schloff er in dem zugigen Stadel der Alm, wo der frische Höhenwind durch alle Fugen pfiff, zweimal in das warme Heu und schwitzte aus Leibeskräften. Es wollte sich aber noch keine sonderliche Besserung zeigen.

Eines Nachmittags, als der Knöttler Hannes gerade wieder tief in das Bergheu vergraben dunstete, daß ihm die hellen Schweißtropfen übers Gesicht liefen und er am Leintuch keinen trockenen Faden mehr verspürte, ging das Tor des dämmrigen Stadels auf und kräftige Tritte näherten sich. Der Hannes reckte den Kragen, soweit er konnte, aus dem Heu und späte nach der Lichtung des Tores, das gleich darauf wieder zugeworfen wurde.

„Hannes, wia geht's denn? Lebst noch?" ließ sich da die Stimme des Schmierber Valtl, eines kräftigen, untersetzten Menschen, vernehmen.

„I kann's g'rad' nit loben!" wollte sich der Knöttelbauer aus dem Heu herauswickeln. „Soviel schwitzen muaß man halt! Ganz zum Erschwachen!"

„Bleibst drinn im Heu oder nit!"

Es ist ein großes Ding um die Liebe, sie allein macht alle Bürden leicht und dulded alles Ungleiche mit gleichem Mute. Sie trägt die schwersten Lasten und fühlt sie nicht. Sie macht alles Bittere süß, alles Widerliche schmackhaft.

„Nachfolge Christie"

rief ihm der Bader energisch zu, so daß sich der Hannes gehorsam gleich wieder verkroch. „Das Schwitzen is die Hauptsach'! Dös treibt die ung'sunden Säft' aus'm Leib!"

Als der Hannes aus dem Heu kriechen wollte, hatte er eine Entdekkung gemacht, die ihm just keine sonderliche Freude bereitete. In der Gesellschaft des Baders befanden sich noch drei Männer, die gerade nicht zu den besonderen Freunden des Hannes gehörten: der Pendler Martl, das war der G'moanvorsteher, und der Platzgummer Stöffl, der war im G'moanausschuß.

Seit der Hannes den Prozeß mit der Gemeinde hatte, begegnete er diesen beiden lieber nicht. Wenigstens giftete er sich jedesmal, so oft er sie sah.

Endlich befand sich in der Begleitung des Schmierber Valtl noch der Totengraber Simele, den der Knöttler ganz besonders am Strich hatte, weil er so viel ein boshaftiger Mensch war und ihn immer aufzog und „tratzte", wo er nur konnte.

„I hab' doch amal nachschau'n müass'n, was mit dir is!" meinte der Bader. „Und a G'sellschaft hab' i dir auch mitbracht!"

„Dö hättest daheimlassen können!" brummte der Knöttler und verkroch sich noch tiefer ins Heu.

„A G'sellschaft braucht der Mensch hie und da!" erklärte der Schmierber Valtl. „B'sonders wenn er krank is!"

„Alleweil noch besser Leut' zur G'sellschaft, als die Würm' unter der Erd'n!" grinste der Totengraber Simele boshaft.

„I bitt 'dich, laß mich nur du mit Fried'!" grollte der Knöttler in seinem Heustock. „Du bist mir g'rad' noch abgangen!"

„Nur nix verreden!" bemerkte der Simele. „Was man verredet, zu dem kommt man! Du wirst auch noch amal um mich froh sein müass'n, wenn du a christlich's Begräbnis brauchst."

„Hoffentlich dreht dir der Teuxl früher 's G'nack um!" rief der Knöttler in seinem Heu wütend.

„Oha, da wirst dich aber schneid'n!" lachte der Simele. „Unsereins is guat beim Zeug! Aber du steckst in koaner b'sondern Haut! Du gift'st dich ja alleweil halb z' tot!"

„Deswegen hat er ja's ganze Bluat voll Gift!" rief der Schmierber Valtl. „Schwitzen muaß er! Sonst geht er z' Grund! Er schwitzt noch viel z' wenig."

„I schwitz' mir g'nau!" erklärte der Knöttler Hannes im Heu.

„Dös is alles noch nix! Da muaß viel mehr Heu aufg'legt werden! Helft's mir a bissel!" wandte sich der Valtl an seine Begleiter.

Fünfte Station: Simon hilft Jesus das Kreuz tragen.



Emil Sutor (Steinrelief)

Herr, Du ließest zu, daß Simon Dir das Kreuz tragen half. Als Mensch warst Du zu erschöpft, das Holz der Schmach weiterzuschleppen, das Du für uns alle trugst. Helfen wir unseren Nächsten aus Liebe zu Gott seine Kreuze tragen? Oder ist es nicht wahr, daß wir immmer wieder des Nächsten Kreuz noch schwerer machen, als es schon ist? Müde schaut Dein leidender Blick uns an, wir aber verstehen nicht. Denn das Irdische ist uns lieber als all das Göttliche, das aus Deinen Augen strahlt.

Die viere türmten nun trotz des Protestes des Knöttler eine halbe Fuhr Heu auf ihn, daß der Bauer zuletzt schier in einem Abgrund drunten lag.

„G'nua is iatz!" ächste der Knöttler.

„Das verstehst du nit, wann's g'nua is!" sagte der Schmierber Valtl.

— „I zerrin' ja vor lauter Schwitz!" schrie der Knöttler.

„Dos is g'sund!" der Valtl.

„Aufhör'n sag' i!" der Knöttler.

„Nur noch a paar Armvoll Heu drauf! der Valtl.

„Himmelsakrament!" fluchte der Knöttler und reckte seinen Kopf ängstlich aus der Heulast.

„Nur nicht fluach'n!" beruhigte ihn der Schmierber Valtl. „Sonst müassn' wir dich noch tiefer vergraben!"

„Außer will i!" rief der Knöttler und machte Anstrengungen, den Heustock von sich zu wälzen.

„Ob du drinn bleibst oder nit!" drückte der Schmierber Valtl das Heu nieder.

„Außer! I hab's satt!" rief der Knöttler wütend und machte neuerliche Anstalten zu seiner Befreiung.

„Dreinbleiben!" entschied der Valtl. „I will dir schon lernen, wia man a Heubad nimmt! Hoi, Mander!" wandte er sich an den G'moanvorsteher, an den Platzgummer Stöffl und an den Totengraber Simele. „Helft's mir den widerspenstigen Sakra niederschweren!"

Die drei Mander hockten sich auf den Heustock, unter dem der Knöttler Hannes lag, und drückten so das Heu mit ihrem ganzen Gewicht nieder. Der Knöttler lag wie in einer Presse. Alle Bemühungen, unter em Heu hervorzukriechen, waren vergebens.

„Ob's mich außer laßt's oder nit!" schrie er. „Dös halt i nit aus!"

„Dös muaßt aushalten, wenn du ordentlich schwitzen willst!" meinte der Schmierber Valtl ganz ruhig.

Der Totengraber war bis an den Rand des Heustocks vorgekrochen und schaute höhnisch auf den Kopf des Knöttler hinab, dem der Schweiß in Bächen über's Gesicht rann.

„Schau, Knöttler, da drunten liegst alleweil noch besser, als sieben Schuh tief unter der Erd'!" sagte der Totengraber Simele.

Unterdessen war auch der Pendler Martl und der Platzgummer Stöffl an den Rand des Heustocks gekrochen, unter dem der Knöttler Hannes dunstete.

„Hannes, wia geht's dir?" erkundigte sich der Pendler teilnahmsvoll.

„Geht's vom Heustock weg, ös Teurl!" brüllte der Knöttler. „Außer will i!"

„Ah, dös eilt ja nit! 's Schwitzen is dir g'sund!" meinte der Platzgummer Stöffl. „Schau, wir liegen da so fein herob'n!"

„Was wollt's denn da?" rief der Knöttler erbittert.

„Wir haben dich ja g'rad' a bissel heimsuachen wollen!" erwiderte der Pendler.

„I pfeif 'auf solche B'suach'!" stönte der Knöttler unter seiner Last.

„Und nachher hab'n wir mit dir wieder amal wegen dem Prozeß reden wollen!" ergänzte der Platzgummer Stöffl.

„Wegen was? Wegen dem Prozeß?" keuchte der Knöttler im Heu. „Wegen dem hab' i mit enk längst schon ausg'redt!"

„Aber wir mit dir nit!" meinte der Stöffl gemütlich.

„Höllische Baßgeig'n! Ich halt' i's nimmer aus!" ächste der Knöttler Hannes. „I brat' ja in dem Heu!"

„Dös is g'sund!" erklärte der Schmierber Valtl lakonisch.

„Außer will i!" brüllte der Knöttler. „Dös hoaßt man an Menschen

Sechste Station: Veronika reicht Jesus das Schweißtuch.



Walter Mellmann (Holzschnitt)

Herr, Veronikas Barmherzigkeit war Dir eine Wohltat. Dazu kamst Du ja auf Erden und dafür littest Du, daß alle Menschen, wiedergeboren in Gott ihrem Vater, in liebendem Helfen einander besuchen und so gemeinsam teilnehmen an Deinem Kreuze. Die Sünden aller haben dieses Kreuz verursacht; die durch Deine Gnade vergöttlichte Liebe aller soll es mit Dir tragen, damit durch Dich und Dein Kreuz auch von uns Menschen Verherrlichung werde dem Dreieinigen Gott.

mit G'walt umbringen!"

„I grab dich schon ein! Sorg' dich nit!" lachte der Totengraber Simele.

„Alsdann, was is mit dem Prozeß? Willst dich ausgleichen?" fragte der Pendler.

„Nix will i!" wütete der Bauer im Heu.

„Nachher warten wir noch a Weil'! überlegst dir's halt!" sagte der Platzgummer Stöffl.

„Wenn du lang zum überlegen brauchst, übernachten wir da herob'n!" meinte der Totengraber in vollster Gemütsruhe.

„Ös Judasseel'n, ös malefizische! Dös is a abgekartete G'schicht'! Außer will i!" brüllte der Knöttler und versuchte in seiner Wut nach den dreien am Heustock droben zu spucken. Die Zunge klebte ihm aber vor Trokkenheit am Gaumen. Er brachte nur ein paar pfeifende Laute hervor.

„Schau, Knöttler," sagte der Platzgummer Stöffl jetzt mit einem gewissen Wohlwollen. „Wir haben denkt, 's Heubad schlagt dir so guat an, daß man mit dir amal a vernünftig's Wörtel reden könnt'! Also mach'n wir an Ausgleich!"

„Nix Ausgleich! Rauberg'sindel!" krächzte der Knöttler schon ganz heiser.

„Valtl, geh', komm' auch auf'n Heustock!" lud der Totengraber Simele den Bader ein. Der ließ sich nicht lange bitten und schwang sich zu den anderen aufs Heu. Sein Gewicht gab gewaltig aus.

„I werd' hin!" stöhnte der Knöttler, der nun ganz und gar wie in einem Schraubstock lag.

„Drum gleich' dich früher noch aus! Man soll koan Unfrieden in d' Ewigkeit mitnehmen!" sagte der Totengraber Simele.

„Laßt's mich außer! Laßt's mich außer! I siad' schon!" keuchte der Knöttler verzweifelt.

„Schau, Knöttler," redete ihm der Platzgummer zu, „sei g'scheut! Mach' der G'mon koane Z'widrigkeiten! Wenn du dich ausgleichst, vielleicht wählt man dich zuletzt gar noch in G'moanausschuß!"

„Halt' an andern für an Narren!" ächste der Knöttler und streckte seinen Kopf, soweit er konnte, aus dem Heu.

Siebente Station: Jesus fällt zum zweiten Mal.



Franz Lorsch (Holzrelief)

Herr, nun bist Du wieder gefallen. Gleich stehst Du wieder auf, denn Dein Weg der Schmerzen ist ja noch nicht zu Ende. Du mußt noch weiter gehen, um unsere Erlösung zu vollenden. Wir sind gefallen unter der Last unserer Sünden. Sorgt es uns, daß wir dadurch Deine Gnade, das göttliche Leben in uns, verloren? Wir sind froh der Welt und ihrer Lust und ihres Stolzes. Daß wir aber das heilige Ebenbild Gottes beschmutzt von uns selbst in uns herumtragen, kümmert uns wenig. Wenn Du uns dafür nicht allen Segen der Liebe sendest, den Du uns senden könntest, was klagen wir da noch?

Den Ehrgeiz, in den G'moanauszu kommen, hatte er schon lange. Diese Aussicht erschien ihm daher trotz seiner mißlichen Lage sehr verlockend.

„Uns is ganz ernst!" versicherte der Pendler. „Wir geb'n dir 's nächste Mal die Stimm'!"

„Z'erst laßt's mich außer!" verlegte sich der Knöttler auf's Unterhandeln.

„Nix da!" rief der Simele. „Damit du nachher wieder alles umstehst! Schwör', daß du dich ausgleichst! Sonst bleibst im Heubad!"

„Schwört ös z'erst wegen die Stimmen!" keuchte der Knöttler, der schon einer Ohnmacht nahe war.

„Guat, wir schwör'n!" bekräftigte der Pendler.

„Also iatz außer!" schnaufte der Knöttler Hannes.

„Z'erst schwören!" scholl es ihm entgegen.

„I schwör'!" brachte der Knöttler mit verlöschender Stimme hervor.

Auf das hin ward er endlich aus dem Heu befreit. Den denkwürdigen Ausgleich zwischen dem Knöttler Hannes und der G'moan feierten alle Beteiligten eine halbe Stunde später bei einer mächtigen Pfanne schmalzigen Schmarr'n und einer bauchigen Flasche voll echten Kirschenschnaps.

„Siehst, Hannes," meinte der Schmiermer Valtl, „'s Heubad hat dir dein Hirn auskuriert; denn mit dem warst am schlechtesten dran! Da

drinnen is dös Prozeßgift g'sessen! So a Schwitzkur is halt doch für was guat!" —

Der Knöttler Hannes kehrte auch wirklich pumperlg'sund aus dem Heubad wieder heim und freut sich seitdem damisch auf die nächste Wahl in den G'moanausschuß. Der Schullehrer hat ihm für einen blanken Gulden schon eine Rede aufsetzen müssen, die der Hannes in seiner Zeit fleißig auswendig lernt.

Wieviel ist ein Pfund Kaffee wert?

Der Brief einer tüchtigen deutschen Frau, die von Haus und Hof vertrieben wurde, deren Mann von den Russen verschleppt ist und von dem keine Nachricht mehr kommt, die ein halbes Dutzend Kinder groß zu ziehen hat, während sie für einen polnischen Bauer schwer arbeiten und nur **eine** kärgliche Mahlzeit im Tag erhalten, schreibt nach dem Erhalt eines Paketes, in dem sich auch ein Pfund Kaffee fand: „Als wir abends durchfroren von der Arbeit heimkamen, wie war da eine Tasse heißen Kaffees eine Wohltat! Mit dem Kaffee haben wir nun überall unsere Schulden bezahlt, beim Schuster, und für die Milch. Dann habe ich noch etwas Weizenmehl dafür eingetauscht, etwas Marmelade und etwas Butter. Etwas habe ich noch zurück gelegt, damit wir etwas haben, wenn jemand von uns krank wird." Dies allein redet Bände von der Möglichkeit, mit kleinen Gaben große Wohltaten zu spenden.

Dies sind nur ein paar Proben von dem, was eure Opfer und Gaben an Gutem vollbringen. Sie sind nicht vergebens. Und vergesset nicht: „Euer Lohn wird groß sein im Himmel."

Die Eltern des Schriftleiters schreiben:

„In Deinem Paket waren 200 Zigaretten. Wir haben sie verkauft, um ein paar Pfund Saatkartoffeln zu kaufen. Hunger tut weh."

Es tut auch weh, von Vater und Mutter Briefe zu bekommen, in denen sie ihren Sohn, dessen Erziehung sie viel Geld gekostet, in aller Demut um Brot und Kleidung bitten!

Achte Station: Jesus tröstet die weinenden Frauen.



Fr. Thuma (Holzrelief)

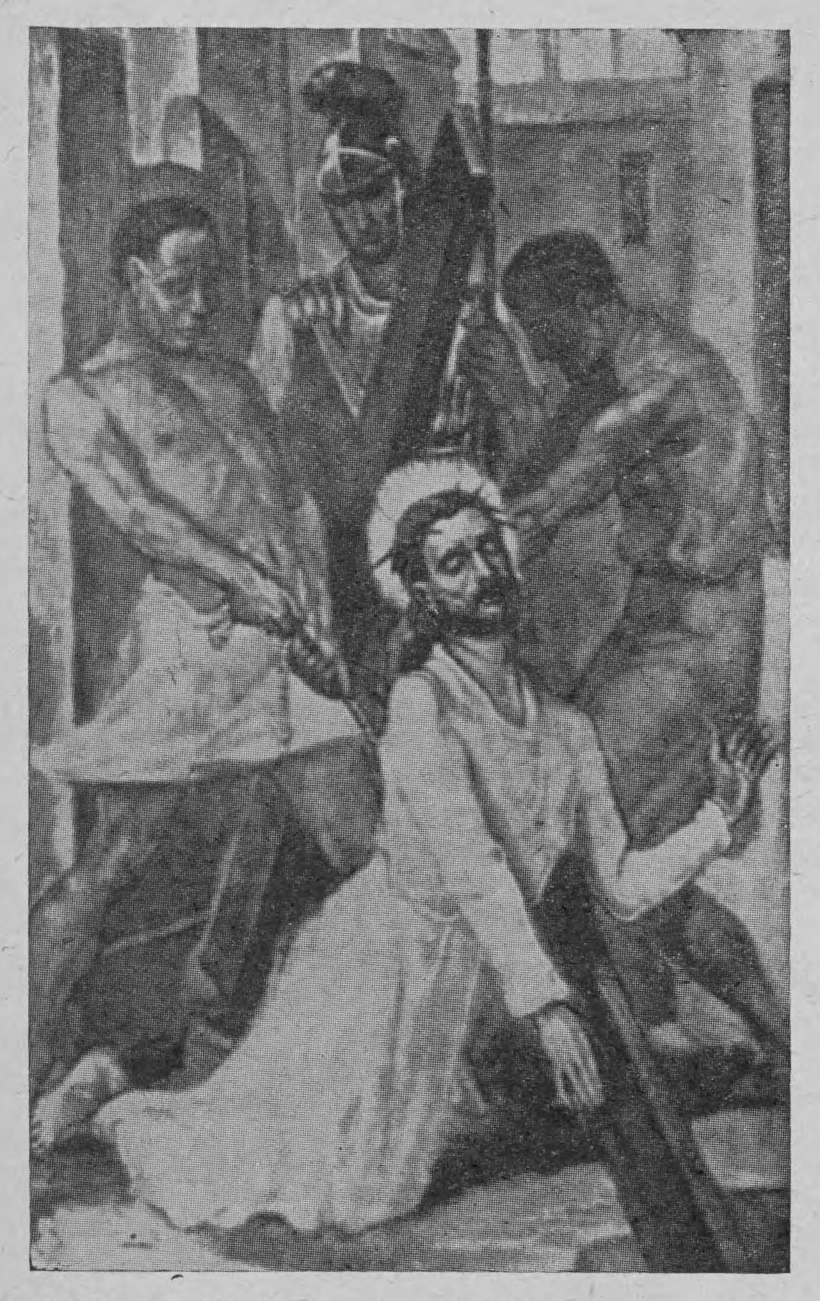
Herr, die Frauen Jerusalems weinten ob Deiner Leiden. Uns ist das Weinen nicht fremd, denn der Schmerzen und Enttäuschungen ist das Leben übervoll. Haben wir aber schon jemals daran gedacht, daß die Sünde eigentlich unser allergrößtes Leid ist? Haben wir ihretwegen schon eine einzige Träne vergossen und zu Gott geklagt?

Nie ist das Herz

so tiefer Sehnsucht voll
als wenn der Frühling seine Geige stimmt,
das Lenzpräludium in Dur und Moll
wie Goldgeriesel in den Lüften schwimmt.
Flaumzarte Wölkchen ziehn. — Der Bergwald lehnt
sich veilchenfarben an den Horizont,
im blauen Abend sich die Ferne dehnt,
der Strom erglänzt goldrosig übersonnt.
Nie ist das Herz so tiefer Sehnsucht voll
wie in der ersten, jungen Frühlingszeit,
weiß nicht, wie es das Wunder fassen soll,
die Ahnung kommender Glückseligkeit.
Es trägt die Welt ein anderes Gesicht,
wenn Veilchenatem in den Lüften schwimmt,
das Leben scheint so lockend, leicht und licht,
wenn leis der Frühling seine Geige stimmt.

J. M.

Neunte Station: Jesus fällt das dritte Mal.



Egbert Lammers (Gemälde)

Herr, Du fällst zum dritten Mal. Auch wir sind schon oft unter der Last des Lebens zusammengebrochen. Wohin ging aber unser Hoffen und wer galt uns als einziger Retter? Wenn die Lasten des Lebens uns drücken, daß wir weder ein noch aus wissen, lieben wir Dich dann noch? Denken wir dann noch an Dich? Können wir Dir dann noch für die uns auferlegten Kreuze danken — oder reicht unsere Liebe nicht so weit?

Der juengste Tag

von F. Schrönghamer-Heimdal

Der Schwingenschlögl und der Schlagintweit sind am Sonntag allemal die letzten in der Kirche. Bis die von ihren Waldhöfen her die vielen Buckel und Hügel überwinden, läuten sie im Kirchdorf meistens schon zur Wandlung und dann wettern die zwei, was Zeug hält, daß der Meßner die Kirchenuhr wieder um eine halbe Stunde vorgerückt hat. Innerlich aber ist's ihnen ganz recht, wenn sie der langen Sündenpredigt auskommen und nur die Hauptteile des Sonntagsamtes erwischen, die nach der Meinung der beiden halben Heiden für Leben und Sterben vollauf genügen.

Ihr Herzenswunsch wär' halt ein lüftiger Herr, der Amt und Predigt in einer halben Stunde herunterhaut, und noch lieber wär's ihnen, wenn der Sonntagsgottesdienst statt in der Kirche im Bräuhaus wäre; da hielten's die zwei bis zum jüngsten Tag ohne Murren aus, und eine Himmelfahrt mit vollen Maßkrügen wär 'ihnen gar nicht zuwider.

Wenn der Schwingenschlögl und der Schlagintweit in die Kirche kommen, dann tremmeln sie nicht geräuschvoll in ihre Stühle, sondern bleiben schön bescheiden, auf ihre Stecken gestutzt, beim Weihbrunnkessel hinten stehen, wo sie keine Andacht stören und auch selbst in ihrer beschaulichen Ruhe und beim Schnupfen aus ihren geschliffenen Tabakgläsern nicht gestört werden. Dieses Plätzlein bei der hintern Kirchentüre bietet auch den Vorteil, daß man das

Gotteshaus schon beim Segen ungesehen verlassen kann, also daß sich am Schwingenschlögl und Schlagintweit das Herrenwort erfüllt, daß die Letzten die Ersten sein werden, nämlich zum Tempel hinaus und ins Bräuhaus hinein.

So auch heute. Das beste Plätzlein am Ofentisch, das frischeste Anstichmaß und die knusperigste Laugenbrezel sind angestammte Vorrechte des Schwingenschlögl und des Schlagintweit. Da trinken sie Vergessenheit der mühseligen sechs Werktage und lassen den lieben Herrgott einen guten Mann sein, der die hellen Sonntagsfreuden eigens für die zwei erschaffen zu haben scheint. Heute haben die zwei auch noch einen Zipfel von der Sonntagspredigt erwischt, weil der Meßner die Uhr bloß um eine Viertelstunde vorgerückt hat. Weil es aber eine Predigt war vom jüngsten Tag und von der Auferstehung der Toten aus ihren Gräbern, sagt der Schwingenschlögl bei der zweiten Maß, indem er sachverständig den Schaum abbläst:

„Daß es einmal einen jüngsten Tag gibt, das kann von mir auch schon sein. Denn was einen Anfang nimmt, muß auch einmal aufhören. Daß aber die Toten, die etwa schon tausend Jahre im Grabe liegen, mit lebendigem Leibe wieder auferstehen, das will mir nicht einleuchten. Wo sollen etwa die ihre Beiner zusammenklauben — möcht' ich wissen?"

„Und überhaupts", gibt der Schlagintweit seine Meinung kund, „wo hätten denn die vielen Leut' Platz nebeneinander, wenn sie alle auferstehen täten? Das gibt's ja überhaupts nicht. Weißt, Schwingenschlögl, ich hab' mir in Passau einmal ein Pfund ungarischer Blätter gekauft, und der Krämer hat mir den Tabak in eine Zeitung eingewickelt und in der Zeitung ist ein Artikel dringestanden über das Alter der Menschheit. Und da hab' ich's herausgelesen, daß man die Leut', die je auf Erden gelebt haben, zehnmal aufeinanderstellen müßt', damit sie Platz hätten auf dieser buckligen Welt. Das könnt' ein schöner Sauhaufen werden, wenn einer dem andern auf dem Kopf stehen müßt, zehnfach übereinander — stell' dir das vor, Schwingenschlögl! Und Manndl und Weibl durcheinander! Pfüat di God!"

„Recht hast, Schlagintweit! Und nachher das Trompetenblasen oder Posaunen, wie's heißt . . . An das Blasen glaub' ich überhaupts nicht. Ich nicht und der Pfarrer auch nicht! Wer soll den blasen, möcht' ich wissen? Etwa die Engel oder Erzengel? Das weiß ich aus der Schul noch, daß die Engel reine Geister sind und die Erzengel erst recht. Wo soll denn ein reiner Geist das Mundstück ansetzen — ha?"

„Da hast du wieder recht, Schwingenschlögl. Und wie ist's denn nachher mit denen, die überhaupts keine Beiner mehr haben? Ich weiß es noch wie heut, wie's den Wildfeuer Beni am Kemmelberg neben mir in tausend Fetzerl zerrissen hat. Wie die Granate eingehaut hat, ist nicht ein Stäuberl übriggeblieben vom Beni. Nicht ein Stäuberl, sag' ich dir . . . Wie soll denn der seine Beiner finden, wenn die Posaune bläst am jüngsten Tag?"

„Es wird keine blasen . . . Das glaubt je der Pfarrer selber nicht!"

„Natürlich glaubt er's nicht. Ist ja lauter Schmarren!"

„Nichts Gewisses weiß man überhaupts nicht."

„Bloß das wissen wir gewiß, daß das Bier wieder teurer wird. Also schauen wir noch fest zum Zeugl, solang's noch billig ist."

Das tun die zwei ausgiebig, der Schwingenschlögl und der Schlagintweit. Sie schimpfen über die Saupreußen, die alleweil bloß neue Steuern erfinden, sie wettern über die königlich bayrische Republik, die keinen Schuß Pulver mehr wert ist, seit sie den König Ludwig im Starnberger See ertränkt haben und seit die bayrischen Briefwapperl verschwunden sind. Wenn das Auge des Gesetzes Ohren hätte, deren Hörweite bis in den hintersten Winkel des

Zehnte Station: Jesus wird Seiner Kleider beraubt.



Fr. Thuma (Holzrelief)

Herr, die Schmach der entkleideten Sünde ist groß in Deinen Augen. Wir aber haben vergessen, daß unser Leib mit allen seinen von Dir erschaffenen Wunderkräften des Lebens Dein Tempel ist, bewacht von göttlichen Gesetzen, die kein Mensch zu brechen das Recht hat. Wir freuen uns der nackten Sünde. Unkeuschheit machen wir zum Lebensrecht und die Ehe ist uns nicht mehr Sakrament. Wohin treiben wir, Herr, wenn wir nicht aufschauen zu Dir?

Bayerwaldes reichte, der Schwingenschlögl und der Schlagintweit kämen aus dem Zuchthaus nicht mehr heraus von wegen dem Republikschutzgesetz.

Aber im Wald legt der freie Mann das freie Wort keineswegs auf die Goldwaage, am wenigsten der Schwingenschlögl und der Schlagintweit. Und so erfüllt sich an ihnen noch einmal ein Herrenwort: Die Ersten werden die Letzten sein — nämlich zum Bräuhaus hinaus. Und wieder nach einem Herrenwort trägt einer des andern Last, nämlich der Schwingenschlögl stützt den Schlagintweit und der Schlagintweit den Schwingenschlögl, wie sie lang nach Mitternacht den Heimweg zu ihren Waldhöfen antreten.

Weil aber im Walde das Himmlische und das Irdische schön nachbarlich beisammenliegt, nämlich die Kirche, das Bräuhaus und der Friedhof, wo die lieben Heimgegangenen der Auferstehung entgegenharren, so bekräftigen der Schwingenschlögl und der Schlagintweit auf dem Weg durch den Friedhof, den sie nehmen müssen, noch einmal ihren krassen Unglauben an das Posaunenblasen und Beinerzusammenklauben am jüngsten Tag und erklären diese These noch einmal für einen aufgelegten Schwindel, den selbst der Pfarrer nicht glaubt.

Nur das eine steht fest, daß das Bier wieder teurer wird. Leider aber stehen die Beine der beiden bei weitem nicht mehr so fest wie diese Tatsache und so stößt einer den anderen in der Meinung, ihn zu stützen, in ein frischgeschaufeltes Grab, das hart am Weg durch den Friedhof liegt.

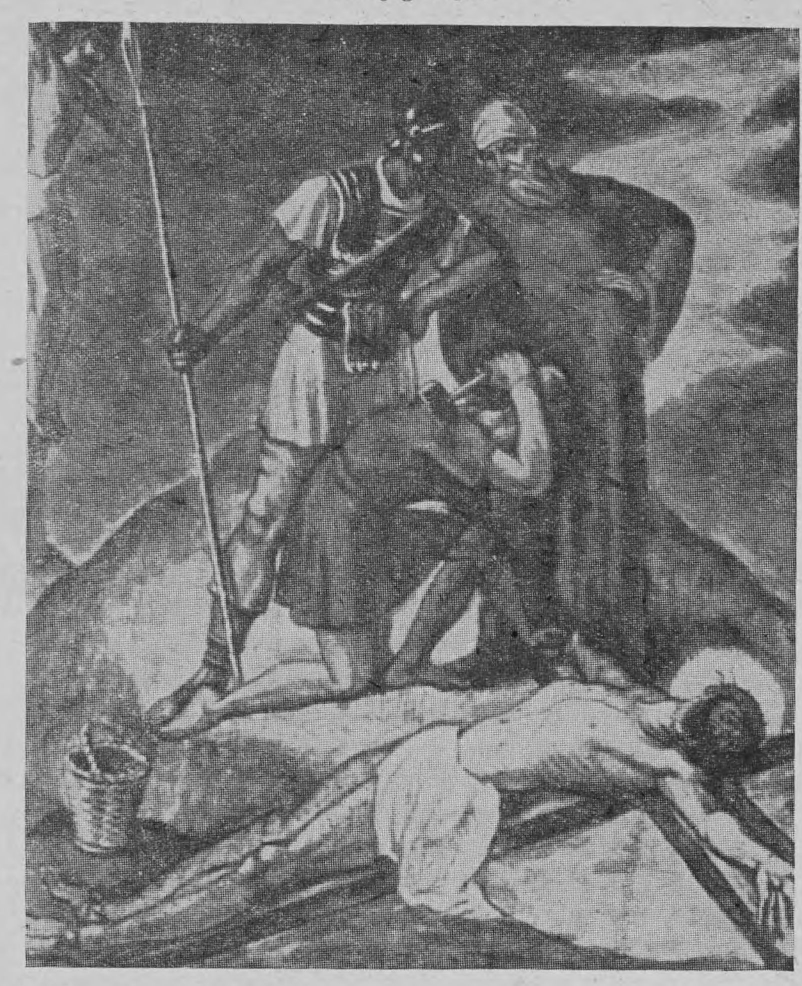
Dort finden die zwei vorläufig ihre Ruhe und den lang entbehrten Schlaf der Gerechten, die einfach einen solchen Schmarren wie das Trompetenblasen und Beinerzusammenklauben am jüngsten Tag nicht glauben.

Sie schnarchen noch in diesem Schlaf wie Vollgatter, als die hellen Töne einer Trompete oder Posaune in ihre Träume dringen.

Wie können die zwei wissen, daß es das Horn des Postknechtes ist, der seine schmetternden Weisen in den erwachenden Tag schickt?

„Hörst es, Schwingenschlögl?" tattert der Schlagintweit toderschrocken.

Elfte Station: Jesus wird ans Kreuz genagelt.



Egbert Lammers (Gemälde)

Herr, noch nie kam uns so recht in den Sinn, was Du gelitten haben mußtest, als man Dich an das Holz der Schmach nagelte. Siegesbewußt und spöttelnd schauten Deine Peiniger auf Dich. Ist es nicht wahr, daß auch in uns kalt ist, was brennen sollte, und daß dort brennt, was kalt sein sollte? Die Liebe ist kalt, die Gier der Habsucht, der Fleischeslust und des Stolzes aber brennen in uns, und wir freuen uns ihrer. Zu oft sind wir gottlos. Sollen wir uns da wundern, daß Du nicht mit uns bist, mit uns, die wir Dich nicht wollen? Wo Du aber nicht bist, da muß die Welt gott- und liebeverlassen sein.

„Also ist's doch kein Schmarrn, sondern pure Wahrheit, was der Pfarrer von der Auferstehung der Toten gepredigt hat."

„Ja", sagt der Schwingenschlögl plötzlich hellmunter, „es ist wirklich wahr! Jetzt, weil ich's hör', glaub' ich selber ans Posaunenblasen." Und wie sie, der ewigen Dinge gewärtig, aus dem Grabe krabeln, meint der Schlagintweit in himmlisch süßer Rührung: „Siehst und gerade wir zwei sind die ersten Auserwählten zum ewigen Leben. Unser Herrgott muß uns schon besonders gern haben. Die andern liegen noch alle in ihren Gräbern."

Aber noch einmal erfüllt sich ein Herrenwort: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Denn wie sie eine Weile

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg.

von Joseph Spillman S.J.

Mit dem Sieg von Kappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elsaß, schickten die Gleichgesinnten den Reformierten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwyl an der Halde des Zugerberges eine treffliche Stellung und befestigten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das breite Tal hinweg von hüben und drüben gewechselt. Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit banger Erwartung war das Gotteshaus Marie-Einsiedeln von vielen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen im stillen Waldtal zusammenströmten, um für das Land, für ihre im Felde liegende Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu erflehen. In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knien. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Scharen, schallte durch die Hallen der Kirche. Bittgesänge ertönten, und Litaneien wurden im Wechselchore gebetet, und Gesang und Litaneien verwebend schlang sich um alles das laute, andächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schar — Unterwaldener waren es — zum Gnadenbilde vorgedrungen, nud eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe:

„O Mutter aller Barmherzigkeit!
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.
In Nöten komm zu Hilfe bald
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald,
Und hab in deiner treuen Hut
Unser Banner und Land, Leib, Ehr' und Gut,
Durch deines Kindes angstvoll Sterben und Blut."

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Klänge des Salve Regina waren erschallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff: nur das Gnadenbild strahlte noch, vom milden Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit", flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück! Laß den armen Bruder die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen!"

Die Pilger entfernten sich, um in den Herbergen des Dorfes der Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die fromme Beterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria", sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurückführest? Gerne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen."

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Innerstes; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte: „Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden?"

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht entschlagen konnte. „Bringe das Opfer!" rief es in ihrem Innern. Sie wollte beten, aber die Ruhe des Herzens fehlte; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sakristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe", mahnte er die in Andacht versunkene Jungfrau.

Hedwig erhob sich und folgte dem Mönche. An der Türe sagte sie schüchtern zu dem Greise: „Betet für ein

---

ganz verdattert dastanden und der Dinge harrten, die weiter kommen sollten, rückten auf dem Friedhofweg die Schwingenschlöglin und die Schlagintweitin heran — auf der Suche nach ihren Eheliebsten. Als aber die Schwingenschlöglin ihren Schlegel schwang und die Schlagintweitin nicht in die Weite, sondern ganz dicht in der Nähe auf ihren Mann einschlug, da mochte ihnen wohl ein Licht aufgehen, daß sie Gott trotz ihres Unglaubens noch lieb hatte, indem er ihnen ihre Weiber als Zuchtruten sandte, die ihnen „am jüngsten Tage" heimleuchteten wie noch keinem Waldbauern heimgeleuchtet worden ist, ganz gleich, ob er an das Posaunenblasen glaubte oder nicht.



Zwölfte Station: Jesus stirbt am Kreuz.

Herr, es ist vollbracht. Deine Liebe war stärker als der Schmerz der Kreuzigung, viel stärker auch als das unaussprechbare Leid, das Deine Seele durchwühlte, als Du, sterbend am Kreuze hängend, die Kälte und rohe, gleichgültige Undankbarkeit derer sahst, für die Du Dich geopfert. Deine Liebe ließ Dich Dein Werk der Erlösung vollbringen, aller menschlichen Bosheit zum Trotz. Nun bist Du unser Haupt, und wir sind Deine Glieder. Kein Mensch, sei er auch noch so sündhaft, ist ausgeschlossen von Deiner Liebe. Alle sind wir jetzt eins mit Dir und Kinder Gottes, wie Du der ewige Sohn des Vaters bist — wenn wir betend zu Dir kommen und liebend einander unterstützen.

Ludwig Sonnleitner (Steinrelief)

armes beängstigtes Mädchen und" — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn."

„Deren gibt es heutzutage viele", erwiderte der Greis. „Empfehlet ihn unserer mächtigen Frau; sie ist die Zuflucht der Sünder."

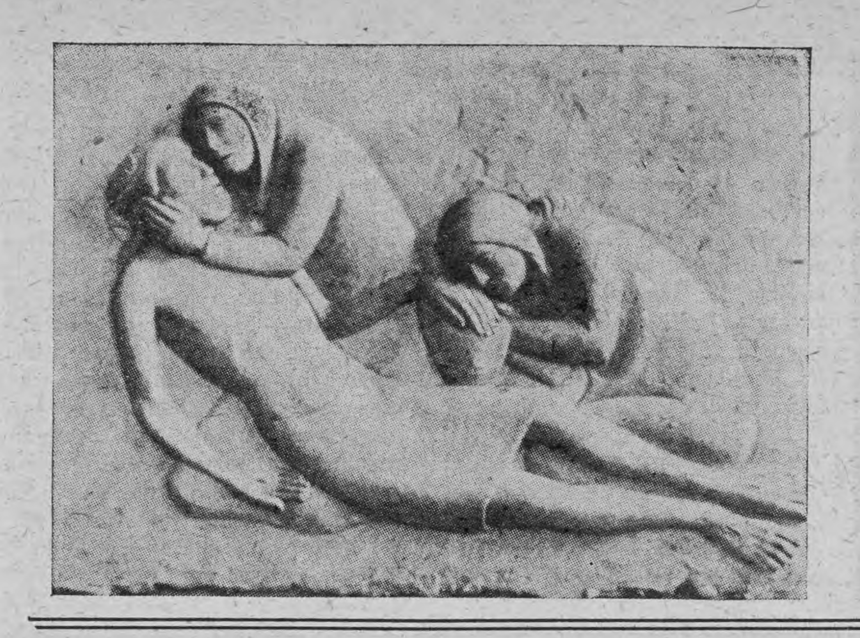
„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Sankt Wolfgangs."

„Gott segne Euch, und was Euch das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten!"

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch war Hedwig wieder im Gotteshause. Die Mönche im Chor hatten die Laudes gesungen; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet, und von drei Uhr bis gegen Mittag reihte sich Meßopfer an Meßopfer. Hedwig nahte sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und erschloß dem Stellvertreter Gottes ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln. Der Priester waltete seines göttlichen Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das heilige Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Alle Zweifel waren aus ihrem Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie das Glockengeläute eines schönen, ruhigen Sonntagmorgens.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes, als Seelenspeise zur Nahrung zu bieten, nahte auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines, jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutrat.

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein,
O Jesu, Herr und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin in dir,
Das es so bleibe für und für!"



Dreizehnte Station: Jesus wird vom Kreuz genommen.

Herr, Sünde hat Dich ans Kreuz genagelt. Weinende Liebe hat Dich vom Kreuz herabgenommen. Wo helfen wir, beim Festnageln oder beim Herabnehmen? Du weißt die Antwort auf diese Frage. Wir können sie nicht vor Dir verbergen. Und doch, Herr, auch das ist dir bekannt: Ständen wir jetzt unter Deinem Kreuze, wie die liebesbrennende, büßende Magdalena würden wir gehen, um Deinen heiligen Leichnam zu umfassen. Denn trotz aller Sünde lieben wir Dich doch, Du wunderbarer Gott!

Prof. Hein Minkenberg (Tonrelief)

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mildem Taue senkte sich Trost und Friede in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Mute!

Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Edlibachs Türe klopfte. Er sollte ja Agnes wiedersehen, und sie mußte nun seine Braut werden! Denn Edlibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„O du meine Liebe!" sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es! Und Ihr wagt es nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unsern so gräßlich geschlagen? Aber nun herein, das Euch niemand sieht. Es ist ihm recht „eschehen, man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Kriege geschrieen und gepredigt; jetzt hat er seinen Lohn. Ihm gonn' ich es", eiferte die Alte; „aber so mancher ehrlicher Züricher hat mit ihm die Zeche bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben e storben wären, so möchte noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wolle nicht mit ihnen tauschen."

„Ich fragte dich wo der Herr Säckelmeister und Agnes sei", unterbrach Wolfgang ungeduldig den Redefluß Regulas.

„O, der Herr Säckelmeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in dieser Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube , er würde mich ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes heute noch vor die Türe setzen. Der Herr Säckelmeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach St. Gallen, oder nach Graubünden — was weiß ich, wo er ist! Er sagt mir nichts mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Plaudertasche bin. Er ist Tag und Nacht tätig, ein neues Heer gegen die Katholischen auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Amei nach Winterthur getan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirten. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel, wie Ihr aussehet! Das schöne Wams zerrissen, die Federn des Baretts geknickt! So dürfet Ihr in keinem Falle vor Fräulein Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist; Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junker Frei ausnehmen, der jetzt so oft ins Haus kommt —"

„Der Frei? was tut denn der Frei hier im Hause?" rief der Jüngling.

„Ih du meine Güte! er macht ihr den Hof; die jungen Herren machen ihr alle den Hof —".

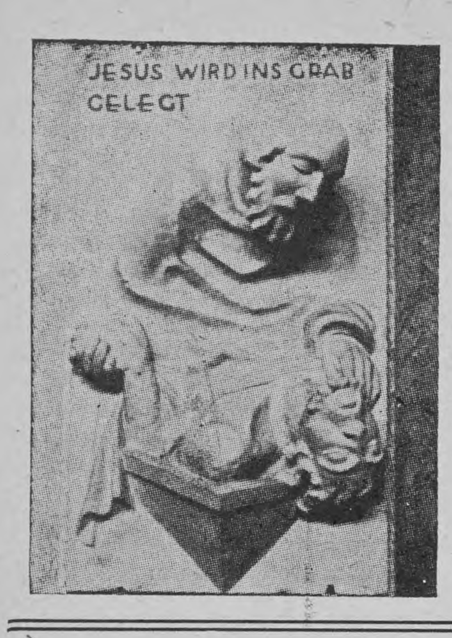
„Das duldet Agnes nicht!"

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt. Agnes weiß jetzt, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht das Köpfchen danach zu tragen."

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — Und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wisse, daß ich meinen Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes' willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gottes willen, daß deine Rede nicht wahr sei." Heftig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?" rief diese erbleichend. „Ihr habt die Euern verlassen um Agnes' willen?" Sofort aber fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen."

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?" fragte



Vierzehnte Station: Jesus wird ins Grab gelegt.

Herr, nicht mehr sollst Du in uns weilen, tot und wie im Grabe liegend, im Grabe der toten Liebe und der Sünde. In Deiner Gnade können wir alles, und in dieser Gnade, die von Dir kommt, wollen wir Dich wieder auferstehen lassen in uns. Leben sollst Du in uns und wieder unser Glauben sein, unser Hoffen und unser Lieben.

Edward Muerrle (Steinrelief)

Schluß.

Herr, wir haben Dein heiliges Leiden betrachtet und haben unser Leben daran gemessen. Unser Wandel führte nicht zum Kreuze hin, er führte uns fort von dort. Arm, mit kreuzleeren Händen, stehen wir vor Dir. Schau nun auf das Kreuz der Zerknirschung, das uns zu drücken beginnt. Sollten wir es aber immer noch nicht empfinden, dann gib es uns in Deiner Gnade, auf daß wir wieder zurückfinden, zur Breite und Länge und Höhe und Tiefe Deiner Liebe. Denn wo Du bist, da ist Himmel, wo Du aber nicht weilst, da ist es Hölle — so wie es jetzt Hölle um uns ist. — Amen.

---

er sich hundertmal des Tages, und immer anwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!" Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwölftausend Mann aus dem Zürichgau, Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sankt Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Rädern mit sich führend, der Grenze zu. Der Rat von Zürich hatte diesen Pomp veranlaßt, um die seit der Niederlage bei Kappel gedrückte Stimmung zu verscheuchen. Auch Wolfgang war vor das Rennwegtor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch des Heeres mitanzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?" rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegeneilte.

„Wie Ihr seht", erwiderte dieser und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig", sagte der Säckelmeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angetan. Jetzt, da er die Folge seiner Rache sah, wandelte ihn fast Mitleid an mit dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?" fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unsere sein?"

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt, und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt."

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde. Was meine Agnes angeht", sagte ausweichend der Patrizier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen."

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in dem für ihn günstigen Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! Gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen."

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gegen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patrizier schaute dem Wegreitenden mitleidig nach: „Törichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nie und nimmer."

Fast zur selben Stunde, in der dieses entscheidende Gespräch zwischen Wolfgang und dem Säckelmeister stattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück.

„Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben, sagte sie ruhig; „sie wird ihn mir zurückführen."

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

7.

Der Kampf auf dem Gubel.

Am Montag vor Simon und Judä 1531 waren die Bewohner von Zug in großer Furcht und Aufregung. Schon in der Morgenfrühe war die Kunde gekommen, das Heer der Berner ziehe sengend und brennend vom „Freien Amte" herauf, habe die Reuß überschritten und

wende sich über Cham und Steinhausen nach Blackenstorf, und bald bestätigten die Rauchsäulen brennender Häuser dessen Ankunft. Kurz nach Mittag kam noch eine andere Schreckensnachricht. Eine starke Abteilung der Züricher, an die achttausend Mann, habe mit Roß und Troß den Bergkamm zwischen der Siehl und der Lorze erstiegen; sie wolle über die Höhen von Menzingen ziehen und den Zugerberg gewinnen, um das Lager der katholischen Kantone im Rücken zu fassen. Andere meldeten, der Zug gelte dem Kloster Einsiedeln; als Rache dafür, daß Zwinglis Leiche von Henkershand verbrannt worden, wollten sie den „Einsiedler Götzen", den „Weidenstock" — so nannten die Züricher das Gnadenbild der Mutter Gottes — zusamt dem Kloster gleichfalls verbrennen.

Bald darauf trug der Ostwind das Sturmläuten von Schönbrunnen, Neuheim und Menzingen ins Tal hinab, und als die Glocken verstummten, füllte sich das Städtchen mit flüchtigen Bergbewohnern, welche Haarsträubendes über die fanatische Wut der Zwinglianer berichteten. Fürchterliche Rache, hieß es, werde an den Wehrlosen für die Niederlage bei Kappel genommen. Die geringe Habe der Bergbewohner sei mutwillig zerstört, das Vieh zwecklos hingemordet, und auf manch wohnliches Bauernhaus der rote Hahn gesteckt. Am schrecklichsten aber wüteten die Reformierten gegen Kreuze und Bildstöcke, Kirchen und Kapellen.

Im katholischen Lager hielt man Kriegsrat. Die Hauptleute durchschauten den Plan des Feindes, sie durch diese Bewegungen zum Aufgeben ihrer festen Stellung bei Inwyl zu verleiten, und man beschloß, unverrückt stehen zu bleiben. Im Laufe des Nachmittags zog dann der alte Schultheiß Hug von Luzern mit fünfzehnhundert auserlesenen Streitern auf die Höhe von Allenwinden, um dem Züricher diesen wichtigen Paß zu verlegen.

Beim Einbruche der Nacht schickte Hug sechshundertzweiunddreißig Mann unter Anführung des Christian Iten von Ägeri auf Kundschaft aus; auch sollten sie sehen, ob sie vielleicht während der Nacht den Feind schädigen könnten. Es waren kräftige Leute, großenteils vom Menzingerberge und aus dem Ägeritale, und jeder Pfad und Fels der Umgegend war ihnen vertraut. Sie brannten vor Begier, die gottesräuberischen Frevel zu rächen. Um sich in der Dunkelheit zu kennen, zogen sie weiße Hinterhemden über ihre Rüstung an oder banden sich weiße Tücher um; als Feldgeschrei wählten sie den Ruf: „Maria, die Mutter Gottes!

Inzwischen hatte die Nacht die Züricher auf dem Zuge überrascht. Im Bewußtsein ihrer Übermacht lagerten sie sich ohne Ordnung und Kriegszucht zwischen den Höfen Etterstalden und Fürschwanden in zwei übereinander liegenden Heerhaufen an den Abhängen des Gubels. Der Gubel ist die höchste Kuppe des Höhenzuges von Menzingen. Von ihm aus bietet sich dem Auge eine entzückende Fernsicht; auf der einen Seite die Berge von Schwyz und Glarus, nach der andern Seite hin das wildromantische Tal, das sich die Lorze vor undenklichen Zeiten begraben, und darüber hinweg das furchtbare Land um Zug und Baar, welches sich wie ein schöner Garten hinzieht. An jenem Abende aber war der Anblick traurig und trostlos. Brennende Bauernhäuser färbten den Himmel mit düsterer Glut. An den zahlreichen Wachtfeuern, welche die Abhänge der Berges bedeckten, ging es laut und wüst her; allerwärts trieben trunkene Knechte ihren Mutwillen.

Wolfgang hatte sich dem Gewühle entzogen. An einem einsamen Plätzchen setzte er sich auf einen Felsblock, stützte lange Zeit das Haupt auf beide Hände und ließ die Erlebnisse der letzten Tage an seinem Geiste vorübergehen. So blindlings hatte er sich den Zürichern in die Arme geworfen, krampfhaft sich an dem Glauben festklammernd, sie wollten nur den Frieden und das Glück der Schweiz. Jetzt war sein Vertrauen auf den eidgenössischen Edelmut Zürichs im Begriffe, sich als Nebelgebilde aufzulösen; die brennenden Höfe warfen ein grelles Licht darauf. Er hatte sich einreden lassen, nur zum Frieden wolle Zürich die katholischen Kantone zwingen; heute mußte er von angesehenen Herren hören, es handle sich darum, mit Gewalt die Waldstätte dem lautern Evangelium zu unterwerfen. Als er Zeuge war, wie die Knechte Wehrlose mißhandelten und mutwillig die geringe Habe der Bergbewohner verderbten, war er zu Landeshauptmann Frei, dem Führer des Zuges, geeilt und hatte ihn aufgefordert, solchem Treiben entgegenzutreten. Das sei nur eine kleine Strafe die ihm zu teil wurde. Die Vernichtung des alten katholischen Glaubens war also die wirkliche Absicht Zürichs! Wolfgang hatte sich getäuscht, und es war für ihn Gewissenspflicht, das Heer, dem er sich eingereiht, stehenden Fußes zu verlassen, auch wenn er hiermit auf Agnes verzichten mußte.

Diese ernste Forderung war dem Jüngling eben lebhaft zum Bewußtsein gekommen, als naher Wortwechsel seinen Gedankengang unterbrach. Er glaubte Wunibalds Stimme zu hören und horchte auf.

„Was tust du da, Alter, vor diesem Götzenbilde?" rief eine rauhe Stimme.

„Ich bete", lautete die kurze Antwort Wunibalds.

„Was? du betest den Götzen an? Herunter mit dem Baal! ins Feuer mit ihm!" schrieen mehrere Stimmen.

„Rührt mir das Bild nicht an, rate ich euch!" hörte Wolfgang den alten Gesellen weiter sagen; und sofort ahnend, was folgen werde, eilte er durch die Büsche der Stelle zu, von wo der Streit herüberschallte. Noch hatte er kaum zwei Schritte getan, als er Schwerterklirren und gleich darauf einen durchdringenden Schrei vernahm. „Herr Gott! Sie haben ihn erschlagen", rief Wolfgang, seine Schritte beschleunigend. Aber es war zu spät: als er ankam, lag der Alte bereits zu den Füßen eines einsamen Bildstockes in seinem Blute. Die Mörder waren geflohen.

„Armer Wunibald!" rief Wolfgang, sich zu dem Schwerverwundeten niederkniend. „Wo haben dich die Elenden verwundet?"

„Seid Ihr es? Gott Dank, daß Ihr da seid; so sterbe ich doch nicht so verlassen!" sagte der alte Turmwart. „Hier am Kopfe; meine Mutter hat es mir ja immer prophezeit; aber es ist doch in einem ehrlichen Handel. Haben sie das Bild der schmerzhaften Mutter weggerissen?"

„Nein, du hast es verteidigt."

„Es ist gut, es ist alles gut. Aber wir hätten nicht nach Zürich gehen sollen; der alte Glaube ist der bessere. Ach, wenn ich nur beichten könnte und die heilige Wegzehrung erhielte zu einem christlichen Geleite in die Ewigkeit! Es geht mit mir zu Ende — rasch, rasch, — aber ich habe diese Gnade nicht verdient."

„Du wirst noch nicht sterben", tröstete der Jüngling den Verwundeten und bemühte sich, die klaffende Kopfwunde zu verbinden.

Wunibald verneinte es. „Bete für meine arme Seele", sagte er; möge Gott meinen Tod gnädig als Sühne meiner Sünden annehmen! Heilige Maria, bitte für mich!" Er zog einen Rosenkranz aus einem ledernen Täschchen hervor, küßte andächtig die Medaille und schlang ihn um seine Hand. „Ich habe ihn aus den welschen Kriegen; er ist vom Papste geweiht und es sind große Ablässe darauf."

Dann betete der Verwundete eine Weile, und Wolfgang betete mit. Plötzlich wandte der Alte sich an den Jüngling und sagte: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden, bevor ich sterbe. Verlasset das Lager der Zwinglianer: ich weiß, was Euch nach Zürich hinüberzieht — Edlibachs Tochter. Aber sie ist nicht für Euch — der Säckelmeister hat sie dem Junker Frei verlobt."

„Was sagst du?" stieß der Jüngling heraus. „Nein, so falsch ist Edlibach nicht; ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben!"

„Es ist doch so", antwortete der Verwundete bestimmt. „Erinnert Ihr Euch an das Gespräch mit der alten Regula, als wir nach Zürich kamen? Sie hat mir nachher unter Tränen mitgeteilt, die Verlobung habe wirklich stattgefunden. Ich wollte es nicht glauben; denn sie war nicht selbst dabei zugegen gewesen. Aber heute mittag, als wir ausgezogen, sah ich an Junker Freis Hand einen Ring mit Edlibachs Wappen."

„Schändlich, schändlich!" rief der Jüngling, und Schmerz, Beschämung und Zorn übermannten ihn. Es dauerte eine Weile, bis er sich fassen konnte. Das schmerzliche Stöhnen des Verwundeten brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Es geht zu Ende", sagte Wunibald mit brechender Stimme. „Legt mich so, daß ich das Bild der lieben Mutter Gottes sehen kann. So — vergelt' es Gott! — Nun erweckt noch einmal mit mir Reu' und Leid! Möge Gottes Barmherzigkeit mich armen Sünder um des Blutes Christi willen in Gnaden annehmen! Betet — betet — und kehrt — zurück."

Der Sterbende atmente schwer; es mochte Mitternacht sein, als er verschied, das gebrochene Auge im Tode noch fest auf das Muttergottesbild geheftet. Wolfgang faltete dem Toten die Hände und schlang ihm den Rosenkranz um den Hals; dann kniete er nieder und betete für die abgeschiedene Seele.

Als er vom Gebete aufstand, war er ruhig. Die ernste Szene, die er eben erlebt, hatte dem Sturme seines Herzens Stille geboten. Die Sterne schauten mit mildem Lichte vom Himmel herab, und rundum lag alles wie im tiefen Frieden. Die Wachtfeuer waren meist zusammengesunken; die Knechte lagen um die glimmenden Brände her in tiefem Schlafe; kaum daß hin und wieder ein Wächter einen schlaftrunkenen Blick in die Nacht hinaus warf. Wolfgang überlegte, was er tun solle.

„Daß ich dieses Heer verlasse ist ausgemacht", sagte er. „Aber bevor ich gehe, will ich Gewißheit haben, und zwar diese Nacht noch." Hiermit wandte er entschlossen seine Schritte dem Fürschwander Hofe zu. Dort, wußte er, standen die Geschütze, und der Hauptmann Frei hatte ihre Bewachung seinem Sohne übertragen.

Ohne von den Wachen auch nur bemerkt zu werden, kam er an den Bauernhof. Die zu ebener Erde liegende Stube war erleuchtet; ein Blick durch die kleinen Fenster belehrte Wolfgang, daß der Junker Frei mit einigen andern jungen Zürichern bei Würfeln und Becher die lange Nacht verkürze. Sofort trat er ein.

Die Spieler schauten unwillig auf, als die Türe sich öffnete. „Was gibt's?" rief der Junker Frei. „Ah — der Held aus Zug!" fügte er spöttisch bei, als er Wolfgangs ansichtig wurde — „der dem gestrengen Herrn Vater entsprungen ist — wie wird sich der gute Mann freuen, wenn er seinen Sohn morgen siegreich in die Mauern der Vaterstadt einziehen sieht!" Die Züricher lachten.

Wolfgang achtete diesen Spott keiner Entgegnung wert; er sagte einfach: „Ich habe eine Frage an Euch zu stellen, Junker Frei; wollt ihr mit mir hinausgehen?"

„Wozu die Umstände?" sagte der Junker. „Ich habe vor meinen Freunden kein Geheimnis."

„Wie Ihr wollt", entgegnete Wolfgang mit gezwungener Ruhe, „es betrifft die Tochter Edlibachs."

Kaum hatte der Jüngling das Wort gesprochen — und er fühlte, wie ihm das Blut dabei ins Angesicht schoß —, so begegnete er lauter spöttischen Blicken.

„Ach", rief Frei, „Ihr wollt mich bitten, Euch zu meiner Hochzeit mit dem Fräulein einzuladen."

„Das lügt Ihr", brach Wolfgang los, den die Nachricht sowohl als die Art, wie sie mitgeteilt wurde, empörte. „Agnes ist nicht Eure Braut; mir, mir ist sie versprochen! Und wenn Edlibach falsch an mir war, so hat doch Agnes in seine Treulosigkeit nicht eingewilligt."

Die Züricher lachten hell auf. „Kennt Ihr diesen Ring?" sagte der Junker, einen goldenen Reif von seinem Finger ziehend. „Ich habe ihn von Agnes selbst. Es mag wohl sein, daß sie Euch vormals hold war; aber jetzt — denkt doch nur selbst: Ihr werdet der Patriziertochter doch nicht zumuten, einen landesflüchtigen Bettler zu ehelichen. Tröstet Euch — wer das Glück hat, führt die Braut heim."

„O spottet nur eines alten Schulkameraden. Falsch seid Ihr alle! Doch es soll kein Teil zwischen mir und Euch in Zukunft gemein sein; im guten Glauben bin ich auf Eure Seite getreten; jetzt weiß ich, was Ihr wollt — in dieser Stunde noch verlasse ich Euer Lager."

„Oho — überlaufen wollt Ihr? Das werden wir Euch verleiden! Ihr habt den Fahneneid geschworen, und bei uns erwartet der Wellenberg einen Überlaufer!

Nehmt ihn fest und bindet ihn!"

Die Züricher griffen zu ihren Waffen und drangen auf Wolfgang ein. In diesem Augenblick erschien ein Knecht in der Türe und schrie: „Es zieht ein starker Trupp vom Walde herüber!" Und der Mann hatte seine Meldung noch nicht vollendet, als die Luft schon vom Kampfgeschrei der Angreifenden erdröhnte.

„Verrat!" schrie der Junker und drang mit geschwungenem Schwerte auf Wolfgang ein. Aber gewandt wehrte dieser den Schlag ab, rannte den verblüfften Knecht in der Türe über den Haufen und eilte hinaus — ihm nach die Züricher. Allein wie sie das Freie erreichten, bot sich ihnen einen Anblick, der sie mit Schrecken erfüllte und nötigte, von der Verfolgung Wolfgangs abzustehen.

Die Sichel des Mondes war soeben im Osten emporgestiegen; in ihrem schwachen Lichte sahen der Junker und seine Gesellen den Hügel oberhalb des Lagers mit weißen Gestalten bedeckt, welche sich mit geflügelter Eile unter dem Rufe: „Maria, die Mutter Gottes!" von dem das Echo der Bergschluchten widerhallte, auf die schlaftrunkenen Wachen der äußeren Linie warfen. Die Wachen hielten den Anprall nicht aus, und schon wälzte sich der Knäuel von Fliehenden und Verfolgenden dem Hofe zu, wo die Geschütze standen. Umsonst versuchte der Junker die Flüchtenden zum Stehen zu bringen; erst bei den Geschützen gelang es ihm. Da sammelten sich die aus dem Schlafe emporgeschreckten Züricher, und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Die Tapfersten der Züricher fielen, unter ihnen der Landeshauptmann Frei, fünf andere Hauptleute, mehrere Ratsherren und mancher angesehene Biedermann. Aber die Tapferkeit dieser Leute konnte den Schrecken, den der plötzliche Überfall den Scharen eingejagt hatte, nicht bannen, und der wankende Haufe hielt dem wuchtigen Andrange der erbitterten Bergbewohner nicht stand. Bald waren die Geschütze genommen. Da warf sich die Schar der Züricher in wilder Flucht auf den unteren Heerhaufen, der sich eben zum Kampfe ordnete. Wieder entbrannte ein wildes Handgemenge, und nach einer blutigen halben Stunde löste sich das ganze Heer der Züricher in regellose Flucht auf. Bei derselben büßten aber noch mehr ihr Leben ein als im Kampfe, indem sie bei Nacht in der unbekannten Gegend über Felsen und in Schluchten stürzten oder den ergrimmten Hirten in die Hände fielen. Auch der Junker Frei endete sein Leben durch einen unglücklichen Sturz über eine Felswand im Lorzentobel.

Der Morgen dämmerte, als sich die Sieger auf der Walstatt wieder versammelten. Jubelnd drückten sie sich die Hände. „Allgewonnen! Allgewonnen!" hieß es. „Gott und Unserer Lieben Frau sei Lob und Dank!" Nach alter Sitte knieten sie nieder und beteten. Die Beute an Geschütz, Fahnen, Harnischen, kostbaren Gewehren war reich.

Inzwischen war man beschäftigt, die Verwundeten aufzusuchen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen. Allen voran eiferte der fromme Pfarrherr von Ägeri, der als treuer Hirt mit den Seinen in den Kampf gezogen war, um den Sterbenden geistliche Hilfe, den Verwundeten leibliche Pflege zu widmen. Mehr als ein Zwinglianer war froh, in seinen letzten Nöten einen Priester zu finden; denn die neue Lehre hatte damals noch nicht so feste Wurzeln gefaßt. Eben durchging der Pfarrherr die Gefallenen am Fürschwander Hofe. Zwischen Leichen fand er einen Jüngling in seinem Blute, der krampfhaft das Erkennungszeichen der Katholischen, das weiße Tuch, jetzt rot gefärbt, um die Schultern festhielt. Wie der Priester das bleiche Gesicht mit den schönen braunen Locken sah, fuhr er erschrocken zurück. Er hatte den Sohn des Bannerherrn bei Besuchen in Zug öfters gesehen. „Seid Ihr es, Herr Kolin?" fragte er niederkniend.

Der Verwundete schlug die Augen auf und lächelte, als er den bekannten Pfarrherrn erblickte. Aber sofort schlossen sich seine Augenlider; er war zu schwach, eine Antwort geben zu können. Der Priester sah es, flößte ihm etwas Wein ein, untersuchte und verband seine Wunde. Es war ein klaffender Schnitt in der rechten Schulter, der bis aufs Schlüsselbein eingedrungen war. Der Blutverlust mußte groß gewesen sein. Der Seelsorger versuchte nochmals, den Verwundeten zu sich zu bringen; aber der Jüngling lag in tiefer Ohnmacht; da spendete er ihm das heilige Sakrament der Ölung. Dann ging er und rief einige seiner Pfarrkinder herbei.

„Der Sohn des Bannerherrn Kolin liegt schwer verwundet da. Macht euch eine Tragbahre und tragt ihn heute noch sorgsam nach Zug hinunter."

Schleunig wurde der Wunsch des Pfarrherrn ausgeführt.

Wolfgang hatte in der Dunkelheit und Verwirrung des ersten Angriffes einige Augenblicke unbemerkt dem Kampfe zugesehen. Dann nahm er sich von einem Gefallenen ein weißes Tuch, rasch begreifend, was dieses zu bedeuten habe, und stürzte in die Schlacht.

„Vater, Schwester", sagte er, „ihr sollt wenigstens den Trost haben, daß man meine Leiche mit den Unsern und mit dem Feldzeichen der Katholischen finde."

8.

Ausgesöhnt.

Der Winter hatte seine Vorboten ins Land geschickt; auf den Bergen war schon seit Tagen Schnee gefallen, und nun wirbelten die Flocken auch drunten im Tale, als wollten sie das ganze Land im Sturme nehmen. Der Zugersee schäumte und brauste unter den heulenden Stößen des Nordwestwindes, der graues Schneegewölk an den Bergen dahintrieb.

Hedwig saß am Bette des schwerkranken Bruders. Bewußtlos war er vor einer Woche ins Haus gebracht worden; dann hatte sich ein heftiges Fieber eingestellt.

„Gemütserschütterung", sagte der Feldscherer kopfschüttelnd, „mehr noch als diese Wunde scheint diesen heftigen Paroxismus zu verursachen."

Fortsetzung folgt.

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XV. March 1947 No. 6

Saints I Know.....

They live right in our parish

By Marie Margaret West

The dear good nuns who attacked with holy zeal the problem of my earliest education inculcated in me and many another cherubic child a love for the lives of the saints. So fine a job did they do that one of my choicest youthful exploits was leaving home at the age of seven or thereabouts, to emulate that wonderful St. Francis who lived on the fruits of the forests and communed with the birds and the beasts.

After enduring the awful privation of living on nuts and apples in a neighboring "forest" from 1 o'clock until almost 4.30 when darkness was beginning to fall, I was returned to my warm and sheltered home by an irate father who mumbled something about a good spanking, and a weeping mother who, I could see even then, was tremendously proud of the piety of her precious offspring.

My true love in those days, however, was for the gorier of the tales of the martyrs, and many a night when I was supposedly doing my lessons, I searched through my bible history for the really juicy stories of the poor early Christians.

The years have taken some slight toll, and I find that my interests as I grow older have shifted to somewhat different "lives of the saints." The ones I love now are those which the Pope and the sacred college of cardinals haven't so much as heard of, nor ever will: those beautiful, unheralded saints who grace your parish and mine, who live in a contemporary world in their own quiet way, without halo, without wings, without even the distant sound of angel choirs in the offing.

I remember little Miss Miller, a lovely old lady, as fragile as a wisp of wind. She's dead now and, I suppose, comfortably ensconsed on whatever type of throne awaits those of us who achieve immortal glory. Miss Miller went to Mass every morning of her life. Oh, I know that many another person does the same thing—but that's the point! Aren't they the grandest saints? I used to watch that dainty, delicate little old lady plod through snow, slip over sleet, wade through puddles, brave weather that had my own robust family wondering whether the car could be coaxed to convey us to our various careers—just to get to morning Mass.

Then there's Margaret Hickey. If I were to tell Margaret that she's my idea of material for a holy picture she would quite naturally laugh at me. And therein lies her sanctity. Margaret,

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: **$2.00 a year.**

years ago, with her life before her, embarked on the raising of an orphaned family of six nieces and nephews. They're grown now, and very fine children, but how she ever did it I still fail to see. What pennies she stretched, what nickels she hoarded I don't know, but she built a home for them, and maintained a home for them all through the years. Of course she herself didn't have anything—her own life was just "indefinitely postponed," but I've never known her to think of any of it as other than the most natural thing in the world.

I know a man who spent a good part of his married life a confirmed inebriate, who by the grace of God and his own fortitude has become in recent years a total abstainer, a leader among Catholic laymen, a fine husband and a grand father.

I know a woman who possesses that worst of possessions, a drunken husband, who yet manages to maintain a respectable social position for her children, whose loyalty is such that none knows from her that the dear man so much as "touches a drop," and whose faith makes each new promise hold out some vestige of hope to her.

I know a man who was never sick a day in his life, who in his late fifties contracted an incurable disease, who bears it with courage and prayerfulness and joy that amazes even his wife who has known him 40 years.

I know a charming matron, the mother of seven children, who rarely misses 6.30 Mass of a morning in spite of the enormous effort—which only the mother of seven children could appreciate—of getting a family started in the morning.

I've seen innumerable young Catholic men and women announce to a mixed group that they must quit at 12, because tomorrow's Sunday.

I meet a couple frequently who go in for parties galore—but I see them staying on a Sunday morning longer than any of the congregation to make their thanksgiving.

I know all these, a glorious humdrum parade of them, and so do you—just normal Catholic people living their lives according to the duties of their varied states of life, unspectacularly, with no herald for the glory of their quiet ways. And I search them out now, as I used to search out the gorier martyrdoms; and I thank the Lord for the "beauty of His house and the place where His glory dwelleth." For all of these, the least of His creatures, will some day sing with His great.

ANNUNCIATION

Night over Eden, thunder and fire,
Death in the heart of man, sorrow, desire,
Pain, sweat and blood in an exile of toil,
Faint hopes the longings of ages despoil;
In Nazareth, then, came an angel to one
Who smiled for the coming of hers and God's Son;
And of all who looked upward, even the least
Saw at last through the darkness
A Star in the East.

Veronica Smyth

According to Gossip

The average man in the eyes of gossiping neighbors is bound to lose no matter what he does in life.

If he is poor, he is a bad manager. If he is prosperous, he made his money through cheating or pure luck.

If he is in politics, it's for what he can get out of it. If he's not a politician, he doesn't know enough to get a government job.

If he doesn't give to charity, he is considered niggardly. If he does, it's only for the show.

If he is active in his religion, he's a hypocrite. If he doesn't join several church sodalities, his salvation is in question.

If he shows affection, he is a rank sentimentalist. If he keeps his affection to himself, he is cold blooded.

If he dies young, there was a great future ahead of him. If he attains old age, he missed his calling.

"Anarchy is hatred of human authority; Atheism of divine authority; two sides of the same whole."—Macpherson.

———o———

Borrowing is not much better than begging.
The one prudence in life is concentration.

Let the Snows Come........

By Blanche Yvonne Mosler

concluded

And that night when she had baked the cherry upside-down cake! All for him, since James wasn't home. It was a perfect creation and he had longed ardently to praise it as it deserved. He had felt Miss Emily look toward him expectantly. Not that he looked directly at her, but rather that he had sensed the gray eyes fixed upon him . . waiting. In an agony of self-consciousness; with his mouth crammed full of luscious crumbs, cherries, and brown syrup, he had been able to mumble only inarticulately; phrases jumbled and without meaning. Later, the cake swallowed, he had ventured the frayed remark of his which usually followed upon James': "Nothing like a good cup of java." He had left the "yep" off, and even to his own ears it hadn't sounded up-to-date. Maybe he was an old fogey, after all. Miss Emily must have considered him so, because that night she hadn't said much to him. She had just sat there eating cherry upside-down cake and sipping her coffee very quietly.

James, opening the front door about ten-thirty, and moving with difficulty on his crutches, had finally found them thus in silence.

"Have a nice time?" James had inquired.

And Michael and Miss Emily had chirrupped, "Oh, yes," at the same time, like a duet.

He had felt that Miss Emily was pretending to her brother, for how could she have enjoyed herself when he had sat there all the time like an old bump on a log? Perhaps she would never ask him over again. Those invitations were things to be missed. They had become an important part of his otherwise uneventful existence. He would miss, only he knew how much, that big comfortable kitchen with its bright-colored wall-paper, sort of yellow. Buff, Miss Emily had described it. And the gay red linoleum on the floor. The nickel on the stove was polished until it shone like a thousand mirrors. The potted geraniums in the boxes at the windows, where the yellow ruffled curtains were neatly tied back. Bubbling fragrance that sifted out of the gleaming percolator. Odor of baking things in the oven. All things to be missed indeed and eternally longed for should they come no longer.

And it was all this that old Michael was busy thinking as he brought No. 909 to a full stop before the garishly red depot of Huntsville.

Twice, in the past, he had experienced triumph at this particular station. Twice Miss Emily had emerged from that commonplace depot entrance on her way home from a short visit with friends at Huntsville. Great Heaven! What pride had surged about him; had engulfed him then! Walking across the narrow platform in her white dress and hat—the second journey—had waved up at him as she made her way toward the passenger coach. When the conductor had boomed out, "All aboard!" and had swung up to the coach step with the ease of long practice, old Michael had started No. 909 with all the expertness of which he was master. No jolts for Miss Emily, no uneveness! Not that he was ever guilty of jolting passengers unduly, but he must be doubly careful with her. He would show her, too, that all that talk of his and James' about railroadin' wasn't just talk. No old windbag was he; he would produce the goods!

Softly, lightly, as the wind that rippled the grass on the prairies, No. 909 slipped out of the yards. He had touched the levers . . . the throtle caressingly, those days of days. Smoothly, as if the tracks were as silver-satin as they seemed, the train gathered speed. Patiently, Slim had shoveled coal into the fire-box. Long miles rushed up and slid under the great engine; black wheels roaring their magnificent triumph.

Michael had a vision of Miss Emily back in the coach, sitting by a window—looking out with pleased astonishment at his swiftness. Old fogey, indeed! He'd prove to her he wasn't. He might not be able to thank her sufficiently for the cake, to praise it as it deserved, but he could show that he could do this, and do it well. He imagined he could see her gray eyes opened wide in admiration of his control of the snorting, steaming monster that raced across the country. After each of those two fast trips, he had hoped to take on the glamour of a hero in Miss Emily's estimation. It wouldn't be necessary to talk much when she discovered he could run an engine with the best of 'em!

But if she thought anything of the kind, old Michael wasn't aware of it. Each time she had got off from the coach at her home station, and, after finding a taxi, had driven off up main street in the general direction of the trim house. It wasn't until many months later that Michael learned from James that, in his, Michael's zeal to show off, he had fairly scared Miss Emily's wits out of her. Each time she had arrived home, she had been so provoked she hadn't looked in the direction of the engine cab at all. Remarkable woman that she was, it wasn't in her to appreciate telegraph poles speeding by with such rapidity that they appeared to be all together, with no space in between at all.

Today, on his last run that he was ever to make, Michael hoped that by some miracle she would again board his train . . . only this once. He knew, all the while he was wishing it, that it was impossible, because for months now, Miss Emily and James had been away from the white house. Called to Chicago when a relative had been taken ill, and no one seemed to know when they were coming home. Miss Emily had not written but once since they left. Shortly after their departure, she had mailed a postcard to him with the picture of Lake Michigan on it. James had written several times, but for all of two months now there had been no word from him, either.



The Looser

At night, Michael, after turning out the light, would sit on the edge of his bed, bare feet dangling, staring across the intervening strip of yard toward the house where he had spent so many happy evenings. It was always dark; unutterably still and lonely. He would sit there in the blackness, eyes glued to the deserted place opposite, and wonder. A hurt was in his heart. Emily and James had been his little world, and they had gone away and left him. They had forgotten. He had no way of knowing this wasn't the case; that they had written to him; that Miss Emily had written—another card, this time a picture of the Chicago Art Institute—but that his niece had opened the letters out of curiosity, then had misplaced them and forgotten them. The postcard had been taken to school by her little boy to show the other children that he belonged to a family that received mail from Chicago. The card was lost and lay crumpled up in the bottom of the boy's square satchel.

But Michael hadn't known. How many times he had walked by the ugly satchel as it lay on the front hall floor, not dreaming that a message from Miss Emily, written in her carefully precise hand, lay in its depths. How often he had gone on, out of the house, down to the roundhouse and his engine, with the miserable feeling of being neglected, overlooked.

And today, on his engine for the last run, all his work, his railroadin' was in the past—

stretching out behind him in untold miles of winding silver tracks; tracks that narrowed off, until, at the farthest point that eye could see, they seemed to come together. Futile miles and futile rails, for the shining stretch of road led him nowhere, really. It was over. He was quitting and he had nothing. No home, no family to love him. Nothing but this tremendous emptiness within his own soul, and a flutter of yearning for something wonderful that had been there—and was gone.

Slim shoveled on the last coal for the remaining miles. "On time, Mike," he shouted as he stooped over his work.

It was warm, after the long run, and Michael wiped perspiration from his forehead with a red bandana. "Yep," he said, with no enthusiasm.

During the last hour, thinking of Emily and James, and of the niece and nephew who didn't want him around—had never really wanted him—had caused him to be a little silent with Slim. Slim, always good-humored, eyed Michael speculatively; and, as he believed, understandingly.

"Good thing we're on schedule," Slim went on. "You wouldn't want to break your record this late in the day, with all them big shots waitin' at the end of the line!"

The end of the line! The words fell heavily on Michael's consciousness. "No," he answered quietly, "no, I wouldn't."

It was good of the old gang to celebrate in his honor, and he appreciated it with all his heart, but if only Miss Emily and James could be standing there on the station platform with those others. If only. But it was no use, they were far away in Chicago. They hadn't remembered him at all. Why, surely, they must have recalled that he was retiring today. But no, if they had, they would have written to him.

"Look!" it was Slim again, trying to be helpful. "There they all are!"

Michael leaning farther out the cab window, peered through rather soiled spectacles, and nodded. "Yep," he said.

No. 909 eased down to the depot on coasting wheels. Steam spurted out white and hot from her black sides. Michael knew that he must forget the things that he had been thinking about and enter into the spirit of those people who were waiting for him. Reaching up with his hand feeling heavy, lifeless, he started the engine bell ringing; the whistle to whistling: long wailing sobs that echoed what he felt in his heart.

It was all so like a dream. There he was, standing in the cab door, and some man was taking his picture. The Superintendent was down there with the little crowd on the platform. So was the Travelling Engineer, Bill Barnes. Jeremiah Jones, the machinist, too, with whom he had little tiffs in the past years over engine repairs, but Jones apparently had forgotten, because he was standing near the engine smiling up at him. Several engineers, already retired, and some, still on the job, were present. Friends, all of them that he had worked with and liked. But there was nobody waiting that he felt close to; that really mattered.

If only, when he was young and had started firin', he had proposed to some girl. Why she'd be here now, waiting for him, proud of his record. The thought raced through his mind that maybe she'd be like Miss Emily, with kind, welcoming gray eyes. And his family would be here, too. Sons and daughters, eager to take him home . . . to a real home. Rather vaguely, before climbing down from the cab, he peered out over the crowd to see whether his niece and nephew had come down. They had not. But old

Jitterbugs

Jitterbugging is like St. Vitus to music; the whole thing is a matter of technique. You go up to a gal and say, "Oke?" She says, "Nope, 'aving it with 'erbie." You go up to another and say, "You oke?" She says, "Yep, let's waggle."

By the time you fight your way onto the floor, you have lost her, so you just go ahead and waggle; somebody's sure to turn up. That's the beauty of jitterbugging. It's very matey. You can join up with anybody. I started off with a brunette, and finished up with the head waiter in the pantry. The idea is never to let your left leg know what your right leg is doing. If you fall down, just keep on dancing; the others will probably think it's a new step and try it, too.

My biggest moment was when they announced the competition. My partner and I looked superb, and we gained a big round of applause as she carried me unto the floor. She was dressed in chiffon and shin pads, and I had on the usual jitterbug outfit, tails and crash helmet. The music started just after we did, and from then on it was the survival of the fittest. We were among the last ten couples left in. We had just completed a rather involved step and I was helping my partner down from the chandelier when she dropped her lighted cigarette down my pants. In less than 20 seconds I was pronounced the State Champion Jitterbug. I won hands down.

Michael wasn't surprised at their lack of interest in his doings.

Wearily, he mingled with those waiting. Smiling, he met their cheerful banter with equally cheerful talk, but it was merely pretense. He grinned, nodded, waved. All pretense.

Once, as they hurried him across the platform, he caught a glimpse of an elderly woman among the by-standers, and for one moment his heart leaped to a curious thump. But it wasn't —it wasn't any woman he had ever seen before.

That night there was a dinner in his honor; a "blow-out," the fellows termed it. The Superintendent made a speech, a long one that no one listened to, and Michael in superb bewilderment rose, when called upon by the toastmaster, and thanked them, one and all, for their kindness and for the present they had given him: a large, brown leather suitcase. A lady, with a shrill voice ,sang a solo, and later Michael attempted to join in a rollicking chorus that sang "Casey Jones."

Not until midnight did he return to his room. The lights in the house were all out. Softly carrying the suitcase, he slipped into the front hall, through the living room, and into the small back bedroom which he called his own. Not wishing to see either his niece or his nephew, he made sure not to arouse them.

Once in his bedroom, he lighted the light for a few minutes to examine the suitcase. Inside he found a tag which read: "Genuine Steerhide." Beneath this he read, "McIlvain's." That was the best store in town. The suitcase must have cost quite a lot. It was ironical that the men should present him with a suitcase at the very time he was planning on leaving his present home. His relatives were not even interested enough to want the small pension that he would have. Staring at the brown grip, Michael began to make plans for the future.



The Very Rev. J. Boekenfoehr, Provincial of the Oblates of St. Mary's Province, left Regina on Feb. 25th. He will attend the General Council Meeting of the Oblate Fathers at Rome. The General Chapter begins on May 1st and will continue throughout the entire month. The first duty of the Chapter is the election of a new General of the Congregation.

Rev. Fr. Stan. Wachowicz, O.M.I., pastor of Melville, Sask., will accompany the Very Rev. J. Boekenfoehr, as special delegate of the Oblate Fathers of St. Mary's Province to the General Chapter.

Rev. Fr. A. Sylla, O.M.I., parish priest of Rama, Sask., was appointed to act as Vice Provincial during the absence of the Very Rev. Fr. J. Boekenfoehr.

A conversation that he had overheard between two old men came back to him. They had discussed a home for old fellows like him, to which one of them was going: a place, a bit above the average institution of its kind, where one paid a sort of down payment, as it were, and so much each month. There, Michael figured, he would have company in other old men as lonely as himself. With this pension he could pay his way all right. Of course, it wasn't what he wanted, what he had longed for, but it was the best thing he could think of. Even if he moved from his present room and rented another, he would still be lonely.

When a man retired from his life's work, the world didn't waste too much attention on him. Sitting on the bed, after extinguishing the light, Michael began to ponder what a queer existence would be his in the days to come, without his engine. Not with its full force, until, now, alone in the night, did the significance of retirement come to him. Never again would he grasp the throttle; never again reach for a lever, set an air brake, or lean out of a cab window. Never again hear that strange sweet singing of swift-revolving wheels, the hiss of steam. Never again watch with awful accuracy a water guage to prevent a boiler's explosion. Never again would he race over streams and across far-reaching prairies. Never again in the night see sparks from the fire-box that matched the radiance of stars in the velvet sky.

Only vicariously now could he ever railroad. As a young man, and on through the years, he had watched old fellows like himself, hanging around depots, tracks, roundhouses. Getting as close to the big engines as they dared; drawn there by some irresistable power. He had wondered why they made such nuisances of themselves; why they didn't go on home, since they had retired, and stop annoying busier men. Now, tonight, he understood. In the dark silence of the night he joined their ranks; not forgetting, but forgotten.

His old eyes strained toward the white house next door. Everything he had ever cared for

had gone from him, almost all at once. Crossing the room, he raised his window and knelt down on the bare floor. Crouching there he studied the immutable dimness that shrouded the world out-of-doors. If only Miss Emily and James were still living over there. He would go over, now, at this hour of midnight and talk with them. They would listen perhaps to what he was feeling, would understand. He realized now what James must have felt when he had been crippled in that long-ago railroad accident and had been compelled to stop work. If James were only there, at least, the two of them, in their understanding and comprehension, could talk about it all; about what they both loved and remembered.

He watched the inky outlines of the barred windows so hard that his eyeballs ached. For a fleeting, foolish instant Michael could have sworn he smelled fresh hot gingerbread baking. He laughed a little at his own nonsense, but his heart ached, his eyes misted. Lord, how lonely life could be, cut off from everything and everybody!

Suddenly, Michael knew he must be going crazy, for as he gazed with that desperate intentness across the yard, he thought he saw someone carrying a light and walking about in the white house. The light vanished. He drew a tired, shaking hand across his eyes. Yes, he was losing his mind. Now they would put him in an asylum . . . a hideous place . . . and he wouldn't have to wonder where he was going to live. He shivered suddenly, kneeling at the opened window as if it were winter, although only the softest of September winds had blown over him.

Ah, great heaven, there was that light again, moving as it had done before! Yes, he was quite crazy, for it shone very clearly now. It didn't vanish any more. And what was that? The curious noise? The light sound of gravel being thrown up against his window. Why that was the way James had thrown it, when he had hobbled laboriously over in the long-ago; when he had invited him over to share a lunch and a chat. And Miss Emily, too!

Could it be . . . was it all real . . . wasn't he crazy after all? Questions piled up upon him that he could not, dare not try to answer. Again the gravel struck softly against the upper pane, against the screen. This time, unmistakably, he heard a footstep. Of course he had lost his mind, but it was all very wonderful, even so. He would go out, just as he had before, and tell James he would come over. It comforted him even while he knew that he was imagining the whole thing. Perhaps he had fallen asleep and was dreaming. Out of the house he tiptoed, out across the little front porch, down the steps and around to the side where the sounds had come from.

Starlight streamed down upon him and upon the yard and houses. There, what was it that he was fancying now? A woman's thin figure was coming toward him, hands outstretched.

"Michael, whatever are you doing at midnight carrying a suitcase?" asked Miss Emily laughing. She was laughing a little rippling laugh at the ridiculous picture he made. He looked from her, who must be a lovely figment of his troubled mind, down to the grip which he had absently picked up as he hurried out. "Oh," he gasped.

She came close to him, took one of his old hands in hers, and said: "We just got home, Michael. Why on earth haven't you written us a line?"

Michael murmured: "But," and no farther for she interupted him.

"I know all about it," she said. "Mrs. Brennan told us a good many things around here."

He remembered that Mrs. Brennan was a friend of Miss Emily's and that she had stopped him several times and asked questions during the interval of her absence in Chicago.

"I thought I was dreamin'," he ventured timidly, still not positive that he wasn't.

"Come over and have a snack with us, Michael," Emily whispered. "James is expecting you. We've a mighty big house here, you know, and we want you to live here with us, always. Then you and James won't ever have to quit railroadin' as long as you live."

Old Michael let her lead him like a child. An indescribable joy filled him and he felt as if he were winging his way along. With the smell of baking gingerbread and bubbling coffee in his nostrils, he went happily with Miss Emily through the starlit night.

Calumny would soon starve and die of itself if nobody took it in and gave it a lodging.

It is amusing to find people using
Quotations from Pius the Twelfth,
To justify living without ever giving
The poor man a share of their wealth.

"Integrety"

The "new" Magna Charta
Has no room for the martyr,
Poverty is looked askance.
We are saved from obscurity
By social security.
As for Judgement
We'll just take a chance.

"Integrety"



LENT

by

James B. Sullivan, O.M.I., M.A.

Lent is here again: Lent, a time for fasting. "But, Father, I can't keep the fast. It makes me so very hungry." Lent is here again: Lent, a time for giving a few evenings to church. "But, Father, my knees get sore from kneeling on those hard kneelers; and the pews aren't very comfortable either." Lent is here again: Lent, a time for early morning Masses. "Father, I never get up at that ghastly hour except for an all-day fishing expedition or motor trip." Yes, Lent is here again: Lent, the time for denying the body not only in matters that are sinful or dangerous but also in its innocent desires.

Many there are who resent not only this spiritual sulphur-and-molasses season but the whole ascetic ideal of the Church. There is the little girl who hurls her defy eloquently, if inelegently, bursting forth with: "I hate Lent." The poet, Swinburne, said no more, even though he couched his distaste in poetical terms: "Thou hast conquered, O Nazarene, and the world has grown gray with thy breath."

The platform of the anti-Lent party is somewhat as follows: "We realize that we must deny our desires where there is question of sin. But why subtract from the innocent pleasures that are few enough nowadays when so many things are either immoral, illegal, or fattening?" Whenever I hear such an argument, I am reminded of the much too much stylishly stout lady groaning under a total abstinence from sweets. "But, doctor," she insisted, "you yourself admit that one or two chocolates plus, maybe, a piece of pastry will not hurt me." The doctor smiles and murmurs again: "Total abstinence is the only cure for you."

The simple truth is that the anti-Lent party has the curious idea that we can pamper our unruly senses up to the limit of what is wrong and then expect the brats to be satisfied. The conviction, "the more we have, the more we are liable to want," is a conclusion born oftentimes of our sorry experience. This experience did not need to wait upon psychology and physiology with their studies on the imperiousness of pleasurable habits in order to conclude that many of our desires are like fires; their feeding gradually generates a blaze that must burn away even necessary ethical restraints.

Unless a resolute series of "no's" curb their progress, our curiosity degenerates into an out-and-out inability to concentrate; our leisure lapses into an outright laziness; lustful and gluttonous cravings fasten themselves onto too well-victualled bodies. Even as the driver must begin to brake his car before he comes to an intersection, so must we apply brakes to any number of our potentially dangerous desires even when their urges are innocent. As the old Roman poet, Ovid, wrote: "Resist beginnings; it is too late to employ medicine when the evil has grown strong by inveterate habit."

But our self-abnegation is not merely to be directed against sin. Whatever we do that is valuable in this world demands a certain resoluteness against self. I trust I do not need to recite Kipling's "If" in order to convince you of that. You have all read success stories with their common denominator of self sacrifice that at times approached the heroic. You all know, deep down in your hearts, that each has his own haunted house that must be entered from time to time. Therefore, William James is not the only psychologist who has emphasized the importance of "keeping the faculty of effort live" by "doing every day or two something for no other reason than that you would rather not do it." The conviction behind this statement is that the will may be trained by self-sacrifice and that it must be trained under the penalty of the owner becoming something less than a man. The carrying of the cross, understood in the sense of self-abnegation, is not only a command for Christian living. It is ordinary horse-sense.

There are no such things as naturally strong or naturally weak wills in normal people. But there are multitudes of people who, like children exces-

sively sympathized with, give an exaggerated importance to discomfort and pain. That is one price we pay for the weather-conditioning, pain-anaesthetizing, labor-saving civilization in which we live. The impact of life in the rough is removed as far as possible from our bodies; and, as for the harsh realities before which even omnipotent modernity is powerless, our minds are taught, ostrich-like, to disregard them. Death is the prime misfortune that must not be mentioned in polite company; sickness is a foulness which medicine must utterly destroy; old age must be disguised with cosmetics, monkey-glands, or clichés such as: "Life begins at forty."

And to the same degree that discomfort and pain are abominated as the greatest evils, to that degree is pleasure enthroned as the end-all and be-all of modern life. To own more; to seem to be more; to see and hear more; to lose the heaviness of oneself in the exhiliration of drinking and dancing; to have Florida in the winter and Maine in the summer-time; such are only a few of the ideals to which the propaganda of present-day America impels us. Sex or possessions or power or fame: these are the supreme treasures of life, believed in and yearned for. Disappointment may come, but never disillusionment. For somewhere has arisen the unshaken belief that complete and lasting happiness is somewhere around these corners.

If American democracy can be called decadent, then the decadence seems to lie in this twin evil: the unreasoning fear and avoidance of pain and the equally unreasoning quest of pleasure. And it is precisely against this twin evil that are directed not only the Lenten teachings of the Church but also the accusations and warnings of thoughtful observers of the modern scene.

Men can be made strong by self-sacrifice for the wrong as well as for the right. The Indian being tortured at the stake by his enemies, and by taunts daring them to greater cruelties against him, had prepared himself for this supreme contempt of pain by a boyhood training of long fasts and self-imposed bodily punishments. And as the Indian disciplined himself to be strong and unfaltering in his cruelty, so the Stoic Philosopher of old Rome endured for pride's sake, so ostentation led the fanatics of India, so the soldiery and conquering races of the world attained their supremacy. We of today detest the totalitarian ideal; but many fear the strength of the totalitarian states: a strength built almost exclusively on the belief in and practice of self-sacrifice. We oppose to it our democratic ideal and in the words of the Founding Fathers we affirm that we pledge for the defense of that ideal: "our lives, our fortunes and our sacred honor." But centuries ago, a man named Peter made a bold speech somewhat similar to this and almost immediately afterwards he betrayed the greatest ideal ever given to man.

It is not enough to have a high ideal. One must, by a cultivated indifference to both pleasure and pain, be able and willing to suffer for it. Our Savior did not say: "If any man will come after me, let him follow me.' But He did say: "If any man will come after me, let him deny himself, and take up his cross, and follow me."

Are you afraid of Lent? The "spiritual sulpher and molasses season" is the Church's way of toughening your spirit to meet life's trials and temptations.

Driving Her Mad

The lady, a Catholic, got on the bus and sat down next to a stranger, who promptly burst into conversation.

It seemed that gas rationing was driving her out of the church, no doubt of it. When the gas rationing began, she was going to a Lutheran church on the far side of town. Naturally she had to think twice about the distance when she was cut to four gallons a coupon. So she transferred from the faraway Lutheran church to the Methodist church, which is almost halfway across the city. Then the rationing board cut the coupons to three gallons; so in desperation she joined the Fundamental Baptists, who are just two miles from her home. And now the board was making a cut to two gallons.

"I'm transferring to the Presbyterian church," she said. "It's just down the hill from where I live. But if they make another cut, I'm stuck. You'd never guess, but the church nearest to me is the Catholic church, right in the next block. So it will be a choice between that and giving up religion entirely. I don't know which is worse, do you?"

Frequently in history
We find the Christian liable
To seek a softer doctrine
Than the one that's in the Bible.

"Integrety"

I fear more drastic means
Than periodic Missions,
To curb the nasty habits
Of catholic politicians.

"Integrety"

On a Saint Patrick's Morn

by George T. Morrill, O.M.I.

It was a glorious day with a hint of Spring in the air. It was the seventeenth of March and officer Fogartey, directing traffic at the corner, beamed benevolently at the passing motorists for was it not the feast of St. Parick—a day when the hearts of all true sons of Erin were happy? The smile became a roguish grin when the stalwart guardian of the law beheld Nora Casey.

Officer Fogartey liked Nora. He liked her blue eyes and her flashing smile. Each morning at eight-thirty he looked forward to her cheery greeting and her gay smile as she crossed the avenue for the downtown bus. Nora didn't stop that morning nor did she smile. A pert little nod of recognition and she was swallowed up in the crowd hastening to subways and busses. Fogartey was puzzled. Something must be wrong with the lass.

Nora glanced at the young girls at the bus stop. She envied them their youth, their smartness, their vitality. Today was Nora's birthday and she was forty. Not that she looked fortyish by any means, but the fact remained that she had said farewell to her thirties. It had not been so bad being thirty or thirty-five or thirty-nine for that matter — but forty — somehow that meant middle age and all that it implied. Forty — and single.

Twenty years ago Nora had been like the girls that were laughing and chatting near her — the girls she envied — boasting of their boy friends, their dates and their plans. Twenty years ago there had been Tommie — red headed, freckled faced Tommie. There had been a ring, too, with a tiny diamond and there had been plans — plans for a little house out in the Woodside — or was it Jamaica? Nora had forgotten. That was so long ago and here it was St. Patrick's day, 1947, and she was forty. Funny how she remembered that song he used to sing — "On a St. Patrick's morn, you were cradled and born."

They had been so happy. Movies, dances, Central Park, Coney Island and then the engagement. Nora would never forget that night. They had been to a musical comedy and later, at Child's when they had finished their wheat cakes and coffee, Tommie had given her the ring and, oblivious of the staring diners, he had leaned across the table and kissed her. No doubt he's married now, Nora thought.

"Well, bless my soul, if it isn't Nora Casey! On your way to work I suppose." The hearty voice of Father Neely startled Nora out of her reveries.

"Good morning, Father. Going down town?" Nora forced a smile as the old priest shook her hand. She had known him all her life for he had been curate and then pastor at St. Thomas' for many years.

"To the Chancery. Marriage case to attend to. Red tape and more red tape. But here's the bus. Don't go fumbling in your bag, my child, I have two dimes here." Father Neely shouted when he talked as the hard of hearing are wont to do.

"Yes," boomed Father Neely glancing around the bus as though he were in the pulpit and the passengers were his congregation, "I have to call on the chancellor about a marriage. Documents papers and certificates — red tape. You should thank God you never got married, Nora."

The bus was becoming crowded and Father Neely's loud tones caused many a stare at the white haired priest and his rather embarrassed companion.

"You were always a sensible girl, Nora. Too bad there aren't more like you in the parish. All the most of them think about now is getting a husband. Yes, you chose the better part. I ought to know. Sure wasn't it myself that baptized you. Let me see — that was a long time ago —"

Dear Lord, prayed Nora, don't let him go into that. Please make him change the subject. A bearded gentleman standing near them gazed at Nora solemnly. A young girl in front looked around at her while Father Neely continued his reminiscence.

"Nineteen hundred and seven! How proud your father and mother were, Lord rest them, that you were born on St. Patrick's day! Bless and save us — today is your birthday, child! Nineteen hundred and seven! Why you're forty years old today. It seems only yesterday that you were a wee tot just starting kindergarten."

The bearded gentleman peered at Nora with renewed intensity. The young girl in front nudged her companion and Nora could hear them giggle. Why hadn't she been late for this bus or why hadn't she taken an earlier one!

Good Father Neely, unaware of the turmoil his words were causing in Nora's breast, continued louder than ever:

"For a while I thought that you and that McCaffery boy were going to take the final step. Engaged for a while, weren't you? A fine lad he was too. Let me see — that must have been all of

concluded on page 46



Medical Corner

Contributed by

J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

Dear Reader,

There is something extremely interesting and fascinating about an eye that makes one want to write about it. An eye is an eye, no matter by what other name it would have been called, and it will remain an eye as long as there remain things to be seen. The fact that it is an eye makes it much more inexplicable and mysterious. Its anatomy is fascinating for the obvious reason that we can take it apart and put it together again, provided we have the materials and the ability to do so. The mystery that shrouds and encompasses it, the mystery that gives life to the structures of which it is composed, the life and the power of sight that no mortal can instill into these structures, this is what makes an eye one of the most mysterious and one of the most perfect of all created parts of the human body. Even the brain is only half a brain without an eye to see for it.

The entire human body needs the eye to make it the perfect structure, which the Creator had intended it to be in the first place. We, who are so far advanced in science, we, who boast so much of our knowledge, can mix in a test-tube every ingredient of which an eye is composed, mould it into the exact shape and size, perfect in every anatomical detail, and yet we remain helpless to make it see. This is exactly the point I am trying to make. If the origin of the eye were not such a mystery, if the life that it contains were the product of chemicals, should we then not expect to see eyes in every stage of development, eyes still in the making, eyes finished, eyes of all kinds popping up around us, not just in sockets where we usually find them? If the eye obtained its power of sight from chemicals alone, would we not then expect to see eyes in flowers, eyes in potatoes and in the buds of trees? If that were the case a Cruelty to Plants legion would have been organized long ago.

An eye is an eye for a' that, much as a tooth is a tooth. We can live without either an eye or a tooth, but it is the eye and not the tooth that distinguishes us from our other counterparts, the



"Behold the handmaid of the Lord; be it done to me according to Thy word."
(Luke, 1, 38)

animals and the plants. It is the eye that is part of our very life while the tooth is only part of our mastication process. A concrete example will illustrate what I mean. A tooth or a set of teeth will chew anything, excepting razor blades and shingle nails, but it is the eye that will guide the teeth not to chew the thousand and one things not good for us. The most important point of all is the fact that any good dentist can make us a set of teeth from enamel, from plastics, wood and even cast iron, each suited for the particular thing we would wish to chew, but the most perfect sciences cannot substitute an eye, not even a far inferior tongue, even though we might do better without one in many instances. Ask the one who had to have part or most of the tongue or teeth removed. He gets along very well, but the one without en eye would gladly give various parts of his anatomy if only he were able to see,—get what I mean?



"Hail, full of grace, the Lord is with thee. Blessed art thou among women."
(Luke, 1, 28)

Take a good look at an eye. What do you see? You will find health, wealth and happiness portrayed in it; you will see love in the making, love in the decline; hate in its every ugly form; power in all its glory. Freedom and slavery and starvation. In an eye you can see all the good and the bad things that make up this good and this ugly world.

And if you take it apart, what is it made of? Just a bunch of tissue, round like a rubber ball with a window in it. The front is transparent. There is an iris in it that contracts and expands, just to let in so much light and no more. The lens puts sense and roder into the rays of light that penetrate into it, projects these into a perfect picture on the retina in the rear, onto rods and cones, just like on a screen in a movie theatre. Nerves are in the retina to convey this picture to the brain. And the entire eye is filled with a jelly-like substance, which science in all its glory cannot even attempt to make. Where does it all come from? That is just the mystery I am talking about. Two little cells come together at the moment when life begins. Two little cells and no more. They divide and grow, divide and grow until a certain point has been reached. And when this point has been reached a new being is brought to life, to live and to grow, live and grow until it has acquired exactly the shape that was intended for it in the first place, a human being, Man. And the thing that we call man contains everything that is most perfect in existence. It also possesses an eye, which is Creation's masterpiece on earth.

Scientists will tell you that the eye is not the masterpiece that it is, but what have they done to prove or to disprove it? Other fellows will tell us that we are merely the product of circumstance. If this is the case, should we not then have the power and the ability to change our shape and our form to suit the circumstances as they arise? We can't sprout hair in the winter and shed them in the summer. Try an overcoat! Even scientists have never tried sitting naked in subzero weather to prove to the consternation of their disciples that they cannot sprout a single extra hair to protect themselves against the cold. If that were true then we would have a thousand things too many in this world of ours. For instance, we would not require sheep for our woolens, nor would we require silkworms for our stockings and shirts and parashutes, because we, according to scientists, should be able to adapt ourselves even to the air for flight, now that the circumstances of war and air-travel require planes and rockets. We would not require our steel that goes into the making of razor blades, for we should be able to sprout or shed our hair

concluded on page 46

Cold February

By RUTH DORVAL JONES

Dr. Preston Leaming drew up before the small roadside lunchroom, looked at the dashboard clock, and saw the hands pointed to 8.

"Made pretty good time," he observed. "It was 6 when we left home. This place all right?"

"Of course," his wife answered. "It's a little shabby, but it's time you had your breakfast. I'm so glad we left as soon as you came from the hospital. We'll be at Aunt Lucy's in another two hours and then you can rest all you want."

"Two babies last night," the doctor sighed. "I wonder why babies persist on being born at night?"

"Just plain perversity," she answered lightly. "I do wish, though, that you were going to have more than two days' vacation. You need a rest so badly." There was a worried frown on her brow.

"I'm glad to get two days," the doctor said. "Shall we go in?"

The lunchroom was warmed by a stove in its middle and they chose the table close to it.

Mrs. Leaming handed the doctor the morning paper. "I picked it off the front porch as we left," she told him. "Go on and bury your nose in it."

It was as he was opening the paper that he heard the woman speak, and a cold wind seemed to run down his spine. There was no mistaking that high-pitched voice with the faint twang, though now the voice seemed to have acquired a whining quality. It was a full minute before he was able to nerve himself to look up. She was talking complainingly in a low voice to a man sitting near her who only smiled lazily at her words. Finally, he got up and disappeared through a door at the back.

As Doctor Leaming watched, the woman turned so that he had a side view of her. He hadn't been mistaken. It was Mickey Merrick! The fresh prettiness of her early youth was gone and the fine lines of her figure had swollen too much. And still, in spite of this, and in spite of the shapeless cotton dress that she wore, there was something about her—a swaying sort of of grace, an utter femininity of manner, that was vaguely exciting even new. He saw her pick up two menus from the counter.

Doctor Leaming put an urgent hand over his wife's. "Order for us, won't you, Madge?"

"Of course, darling. Go on back to your paper. I'll attend to everything."

The woman was near them now and he hastily buried his head in his paper, though he thought she probably wouldn't recognize him anyway. He had also grown stouter and his hair was rapidly graying. Then, too, his glasses changed his appearance to a certain extent. Twelve years ago, sitting in the front seat of a car with a man's arm about his shaking shoulders, he had prayed savagely and bitterly for this moment but now that it was upon him he didn't know what to do with it. The remembrance of that agony was painful even now.

The sound of her well-remembered voice talking to his wife gave him a strange sensation in the pit of his stomach. How had she come to this? He was filled with a thousand questions. He had read that her father's bank had gone to the wall in the depression but had never doubted but that shrewd old George Merrick had managed to look out for himself.

After Mickey had left the table the man, who was evidently her husband, came in with a bucket of coal which he threw on the fire, and then went back to his chair by the counter. "A handsome brute, but lazy as the devil," Doctor Leaming thought, noticing his weak, self-indulgent mouth. Some more customers came in and Mickey worked with quick, efficient movements, while the man kept his place, watching what went on with utter content.

Twelve years ago Preston Leaming had been 25 years old and in his last year of medical school. Mickey Merrick had been 18. He remembered the cold February afternoon he had hurried from his classes to Jarrell's restaurant to use the phone. It was a Thursday. He knew that because it was his night off at the restaurant. He was using the restaurant phone so that he wouldn't have to pay a dime for his call. It was a dime to the suburban districts.

He had called Mickey but it had been her friend Emma who had answered.

"Let me speak to Mickey, please," he said. Then Mickey's voice came to him. He imagined her standing there in the wainscotted hall, with the great mirror covering one whole wall. "Can I see you tonight?" he asked, and he couldn't help it that his voice trembled a little.

"Sure," she replied in the voice he knew so well, as vigorous and tangy as an ocean breeze. "I've been wanting to see "Bells at Night" at the Adelphi. It's swell that you called."

"But . . . but . . . listen," he sputtered. "I . . . I . . . that is . . . can't we just stay in tonight. Gosh, it's awfully cold out. We

could just sit by the fire and talk for a change."

"Sit by the fire," she jeered. "What do you think I am anyway. I like the cold."

"But, Mickey," he began desperately, "I don't see how I can manage theater tickets tonight."

"Oh don't bother then," she replied in a bored voice. "Want to speak to Emma?"

"Mickey, listen," he begged, but it was Emma's voice that answered him.

"How are you, Preston?" she asked politely.

"I want to speak to Mickey. Please let me speak to Mickey," he pleaded.

"Sure," the girl answered. Then she spoke again, uncomfortably. "Er—Mickey's busy now, Preston. She can't come to the phone."

He pressed his head against the cold telephone box. He had to see her tonight! He couldn't wait any longer. "Tell Mickey I'll be out tonight with tickets for the Adelphi," he blurted out. "Ask her if she still wants to go?"

He didn't hear anything until Emma spoke to him again. "Mickey says that will be fine, Preston. She'll be looking for you."

After he had hung up the receiver he stood by the phone for a long time. He didn't know how he was going to get the money for those tickets. He couldn't borrow any more from Mr. Jarrel. He hadn't paid him back for the last time he took Mickey out. He hadn't anything he could pawn except his clothes. Finally he pawned his overcoat and his suitcase. He got eight dollars for them. Besides this he had one dollar. It would have to do.

He had to take the elevated and then change to the suburban to get to Mickey's house. Her house was six blocks from the train stop, and though he had put on a sweater under his coat he was numb with cold by the time he got there.

He warmed himself by the living room fire talking to Mickey's mother and sister Edith until Mickey came down. She had on a dark skirt and a full white blouse made of some filmy material. Her shoulders looked unbelievably soft and white.



As they were leaving George Merrick came into the hall. It was said of him that he could write only two words. One was George and one was Merrick.

"Where's your coat, boy?" he boomed.

"I left it home," Preston lied. "Didn't realize it was quite so cold."

Mr. Merrick wanted to lend him one of his coats, but Mickey said Preston would look ridiculous in one of her father's coats.

When they were outside Mickey began to snowball him, and he snowballed her in return. She asked no quarter and gave none. She was a vigorous, husky girl, for all her delicate modelling. The crusty snow cracked under their feet, and the frosty air stung their faces. They ran and dodged and fell down all the way to the train stop, laughing and yelling like two children. Preston forgot that he was cold. Mickey's cheeks were red as though they were on fire from inside and her eyes sparkled like icicles hanging from the trees. He thought she was the prettiest thing he had ever seen.

The evening was perfect. Mickey didn't seem to mind that he had only balcony seats, and enjoyed the malted milk and sandwich he bought her in a drugstore afterwards.

On their return he followed her into the house and as the warm air of the hall smote them she threw open her coat. He drew her to him roughly and kissed her. For a mad moment she responded and then pulled away laughing.

"It's been swell, Preston," she called, and was up the stairs. It was a night to keep and to hold, to treasure forever and ever.

Again and again in the days that followed he lived over the entrancing moment in the hall when she had responded to his kiss. He began to wonder if she would wait for him until he had finished his internship and had established a practice that would support her. He could hardly wait to ask her. Then he had a disturbing thought. How was he going to see her again? She didn't like to stay at home and he didn't know where he was going to get any more money to take her out. His tuition was paid for. He had enough money the summer before working on a ferry boat to pay that. The money he made at the restaurant just about covered his other expenses: room, laundry, breakfast and lunch and the incidental expenses that popped up. And now he had to pay Mr. Jarrell back besides. However, this problem was settled for him.

The restaurant was full of customers the next Monday night and all the employees were working at top speed. Preston looked up to see Mickey come in the door. She had on her coat with the big fur collar. A little fur cap was on her head and beneath it her short, golden brown curls were dancing about her face. Anohter girl and two men were with her. Preston turned abruptly and hurried into the back. He sat down in a chair and put his head in his hands.

"You'll have to divvy up my tables," he told one of the other waiters. "I'm sick."

In a moment Mr. Jarrell came back to him. "You're not sick, Leaming," he told him. "I saw you when that girl came in. That the one you've been borrowing money to take out?"

Preston nodded miserably. "I can't go out there, Mr. Jarrell. I can't do it."

"Doesn't she know you work here?" his employer asked.



"No!"

"Any girl with sense would be proud of a guy like you, Leaming," Mr. Jarrell told him. "You've practically worked your toenails off to get your education. In just a few more months you'll be able to write M.D. after your name. She'll like that, won't she?"

"Let me off, Mr. Jarrell," he begged miserably, not answering him. "I'll work the next two Thursdays if you will."

"I won't do it," the man thundered. "If that dame's so damn stuck up she'll give you the boot for earning your living in an honest way, I say let her give you the boot. Either go out there and wait on your tables or go out that door and don't come back."

Preston thought of his years of self-denial. If he lost this job he didn't know where he'd get another, at least not one with hours that didn't conflict with his studies. And it was only until June. Even though his tuition was already paid he still had to live. He'd be a fool to jeopardize his chances at this late hour. And yet—Mickey—beautiful, warm, sweet, desirable Mickey. He stood up and looked out the window. The back yard of the restaurant was piled high with dirty snow. It was the sight of the cold snow that decided him. His job in the restaurant meant hot meals, a warm room, security. He walked out into the dining room.

He saw the shock in Mickey's face as she looked up. He saw the warmth die in her eyes; saw them become cold, unfeeling, and faintly scornful. Her crowd ordered and Mickey pretended that she had never seen him before. Finally the ordeal was over and they were gone. He found fifty cents under one of the plates. He couldn't touch it. He just left it there.

He gave her plenty of time to get home before he called, and then after what seemed forever he heard her voice on the phone.

"Oh, Mickey, Mickey," he cried, hardly able to speak. "I—I'm sorry about tonight. I know it must have been a shock to you to find me the way you did. I ought to have told you before. You see I'm having to help myself through college." He spoke hurriedly, trying to tell her everything at once, his voice humble, pleading.

"Oh, that," she said vaguely.

He couldn't tell whether she was angry or not. "You aren't angry, Mickey, are you? Tell me you aren't angry," he begged.

"Why should I be?" she answered, surprised. "It's no concern of mine."

His relief was so overwhelming he wanted to weep. When he could control his voice he spoke again. "Can I see you Thursday night?" He would get some money somehow.

"I'm going to be busy Thursday night," she answered coolly.

"But, Mickey—" His voice was agonized.

"Want to speak to Edith?" she offered.

"Mickey! For heaven's sake hear me!"

"Hello, Preston!" It was Edith. She wasn't like Mickey. She had a kind heart.

"Please let me speak to Mickey. Please—"

In a moment Edith spoke again gently, "I'm sorry, Preston. Mickey's gone to bed."

He hung up the receiver and went out back and sat on the steps. He looked at the dirty snow and the vague outlines of the surrounding buildings. He didn't feel cold; not right away, and when he did he realized that he was too numb to move.

Mr. Jarrell opened the back door and, grasping him by the arm, drew him inside. He fixed a plate of steaming food for him and made him eat it. He hadn't been hungry, or aware of any physical need, but the warm food comforted him and thawed away a little of the numbness.

"Come on, I'm going to take you home," Mr. Jarrell told him.

"I can get home. Thank you just the same."

"I said I was going to take you home. Come on."

Preston wasn't feeling bad; he wasn't feeling anything so he didn't know why it was that suddenly he started to weep and couldn't stop. "I'll show her," he sobbed. "I'm going to be somebody, and I'm going to have something and I'll show her."

"Sure you will, son. Sure you will," the man soothed.

And now here she was, after all these years, and here he was and he could show her if he wanted to. All he had to do was say, "Hello, Mickey. Don't you remember me—Preston Leaming?" He wouldn't have to do a thing to prove that he was somebody and had something. Mickey need only look at him and his exquisite, expensively dressed wife to know that.

"Shall we go now?" he asked his wife.

They rose and automatically he pulled some coins from his pocket. He put a half dollar beside his plate. No, he wouldn't do this to Mickey. It seemed somehow too cheap. He put out his hand to withdraw it and found the eyes of Mickey's husband greedily upon him. There was nothing to do then but leave it.

He went over to the cash register and laid his check and a bill upon the counter. While Mickey made change he drew off his glasses and polished them with his handkerchief in a nervous gesture habitual with him. He hastily put them on when she handed him his change, and then he saw by the startled look on her face that she recognized him. He was going to speak to her but she hurried toward the back and out the door before he had a chance.

He helped his wife into the car and got in on his side. Suddenly he glanced toward the lunchroom and found Mickey peering at him furitively from the edge of the window. He raised his hand to wave to her, but she had vanished.

He turned then to the woman beside him, leaned over, and kissed her gently on the cheek.

"What's that for?" she asked, surprised because her husband wasn't one to display his affection in this manner in public.

"That was for thankfulness," he answered.

Bang! Bang!

Modern conditions of living encourage habitual distraction and, though there are still opportunities for comparative quiet, most people feel they are not really alive unless they are in close touch with their fellow men, and close touch involves constant disturbance. Hart Crane, a leading American poet of the 1920's, decided that he could not write his best except with a radio or victrola playing jazz at him and street noises coming up through the open window. He considered that distraction was the chief principle of modern living; he cultivated it, distractedly, and committed suicide in his early 30's.

St. Patrick's Morn

concluded from page 39

twenty years ago. A fine lad. What ever became of him?"

"I believe he went to South America, Father." Nora tried to ignore the curious stares of her fellow passengers.

"Went where?" queried the priest, cupping his hand to his ear.

"South America," shouted Nora, wishing deep down in her heart that she was anywhere but on a crowded Fifth Avenue bus with Father Neely at her side.

"South America!" exclaimed the pastor, pausing for a moment to digest this startling bit of information. "Well it's just a well. Marriages may be made in heaven — but, by the way just what happened between you and Tommie?"

The audience was now devoting its undivided attention to this tete a tete. A stout matronly woman looked sadly across at Nora and heaved a great sigh. This was better than her morning radio serials and it was real life too.

"Nothing really happened Father." Nora realized she was shouting. "We — we just, that is, I decided I didn't want to get married. After mother and dad died, well, I had to take care of the four younger children. It, it wasn't fair to Tommie to burden him with them, along with myself."

"But you should have told him — talked it over with him," cried Father Neely. "Not just to have given him back his ring and to have sent him away without his knowing the real reason."

The stout lady shook her head sadly and the two young girls in front cast glances over their shoulders at the hapless Nora.

"Well, it's perhaps for the best. Your brothers and sisters have grown up now. You made a lot of sacrifices for them, Nora. Now you have a good job with the Lorner Publishing Company and not a care or worry in the world. Dear me, here's my stop. Goodbye, child. Don't forget the Altar Society meeting Friday night," shouted Father Neely as he made his way through the admiring spectators and left the bus.

* * *

The familiar hum of the busy office was a welcome relief to Nora as she started opening her morning mail. Poor, dear Father Neely, she mused. Little did he realize the wounds he had opened, wounds that even after twenty years had never quite healed. Still she had to do what she did; it was better for both of them and —

The sharp ringing of the telephone broke in on her thoughts. Mechanically she lifted the receiver.

"Good morning. Lorner Publishing Company. Miss Casey speaking."

"Hello, Nora. Happy birthday to you."

Nora gripped the receiver. That voice—no. It couldn't be!

"Tommie!" Nora's heart skipped a beat. "But how—how did you find me— how did you know I worked here? Where are you now?"

"At the corner drug store. Listen, Nora, it's Saint Patrick's day. It's your birthday. I'm back in New York for good and I've found you. Put on your hat and coat and meet me at the corner. We have some unfinished business to attend to at Child's. We'll have wheat cakes and coffee and, darling, I still have that ring. I'll put it on your finger and kiss you right in front of everyone."

"But Tommie, how did you know — oh Tommie, I'm hungry — hungry for wheat cakes and coffee — and for you. It — it seems like a dream." Nora's eyes were shining.

Tommie's laughter came over the wire. "It's no dream, Nora. I was riding behind you on the Fifth Avenue bus this morning. God bless Father Neely."

Medical Corner

concluded from page 41

at will. We would also not require the food we need with which to overstuff our stomachs, because we should by now have acquired the circumstantial ability to extract everything we need from the air, from the rains that fall upon us, from the sun, which the scientists also like to place into the firmament above us by mere circumstance. Wouldn't it be fun if we could stand barefooted on any part of the earth's surface and suck up, by capillary action, all the necessary food elements we require. Perhaps the scientists would then devise a way to categorize us into saps of various types, merely by measuring the water contained in our brains rather than the I.Q. (Intelligence Quotient),—as is done with trees.

We have conquered land, the sea and the air, but as yet only with the help of the machines we have been able to construct. We still have not conquered them with our bodies, for the obvious reason that we have not been given the power over this bit of creation. Science may be able to minutely determine various things that were and that are to come, but they can only guess when it comes to the anatomy of man and how it works, only guess at the hairy apes of the past, our noble ancestors, only guess at the superman of the future.

The Question Box

Only signed letters will be answered

What is the distinction between a miracle and a mystery. For example, does the Church regard the existence of God and the creation of the world as mysteries or miracles?

A miracle is an act that is beyond any natural powers, or, if it should be possible to natural forces, that it be accomplished in a way impossible to natural forces, e.g., it is possible to cure a tumor; if the tumor is cured instantaneously, it is a miracle. A mystery is a truth revealed by God which the human mind is unable to understand. There are many things in nature that the human mind connot understand, but a religious mystery is one revealed by God as true, which cannot be understood in its entirety by man. The existence of God and creation are neither mysteries nor miracles. It is the nature of God that He exists and the creation of the world was a simple manifestation of His almighty power.

I am keeping company with a young man. He insists upon actions which are improper and says he will not take me out unless I agree.

Any deliberate sexual pleasure indulged in by an unmarried person is a mortal sin. Only marriage gives the right to sexual pleasure. The position of this young man—that he will not go out with you unless you consent to his desires—does you small honor and himself no credit. If his friendship is based on such shallow feelings, it hardly gives promise of lasting value. You are a human being with many wonderful qualities and possibilities. These should form the basis of affection, of enduring, deep attachment. You are not simply a device or a means to gratify passion. I advise that you have an understanding with this young man on the basis of Christian principles and, if he is unwilling to acknowledge your personal dignity and worth independent of sexual gratification, that you relinquish this friendship and seek elsewhere for a partner who will not have such trivial views of human qualities and human dignity. If this man is willing to accommodate himself to Christian morality and seek your company for your personal qualifications, very well. He may be a good person who simply needs definite correction and direction.

Did Our Lord foretell that the Jews would wander on the earth and be without a country until the end of time?

Our Lord foretold the destruction of Jerusalem and the suffering that would follow. This took place in the year 70 A.D. by the army of Titus. The city was completely destroyed, and the Jews were slaughtered in great numbers. He made no prophecy of the misfortunes of the Jews since then, nor did He say that they would always be without a country of their own.

A young woman in our relationship, though unmarried, has become pregnant. Is there any way this can be provided for, with a minimum of scandal and embarrassment?

Every diocese makes judicious provision for such unfortunate occurrences. Very often it is the office in charge of charitable works. Communicate with the chancery office of your diocese either directly or through your local priest.

May a Catholic listen to the radio program, "The Light of the World?" This is the story of the Bible in serial form.

In the preparation of this radio serial Catholic sources and authorities are consulted. You can therefore, be reasonably certain that nothing offensive to Catholic doctrine or scriptural interpretation will be presented.

Have you heard these?

Here's to the halo that crowned her head,
When at her feet I tarried,
And here's to the hats that she wears instead,
Since she and I were married.

Two highwaymen held up a motorist, who gave them a fierce battle, injuring both severely before he was finally overcome and relieved of his money—one thin dime.

"Of all the fourflushers," exclaimed one of the robbers. "There ought to be a law against fellows driving with no more money than that!"

"I'm satisfied," said the other. "If he'd had a dollar, I believe he would have killed us."

"Is Mr. Blank there?" said an agitated voice.

Mrs. Blank answered yes, and inquired:

"Do you want my husband in his capacity of veterinary surgeon or as chief constable?"

"Both madame," came the reply. "We can't get our bulldog to open his mouth, and—there's a burglar in it."

*

Will Rogers, acting as toastmaster at a dinner one evening, was annoyed by the lengthy talk of the man he had just introduced. The long-winded bore finally ended his oratory and Rogers arose and said, "You have just listened to that famous Chinese statesman, On Too Long."

*

"I have a feeling that the devil is present at this meeting today!" said the minister.

"Amen!" cried an old brother, from a far corner. "You've got him in close quarters! Lock the doors, and give him where he comes from!"

Student Burse



Auch die Indianer haben eine unsterbliche Seele. Auch sie haben das Recht, zu Christus zu gehen, um sich von Ihm Wahrheit, Segen und Leben zu holen.

Die Oblatenmissionare haben ihnen den Weg zum Sohne Gottes gezeigt. Noch lange nicht sind alle bekehrt. Schwarze und Gelbe, Rote und Weiße in kaum ausdrückbaren Zahlen warten immer noch auf den Missionar.

Möchtest Du nicht helfen, einen Missionar zu erziehen? Wir sammeln durch die „Student Burse" kleine und große Gaben, bis wir $6000.00 haben. Von den Zinsen dieses Geldes bezahlen wir jedes Jahr einem armen Priesterstudenten das Schulgeld.

Bis Ende Januar haben wir eingenommen: $1876.10

Im Februar wurden uns zugeschickt:

von einem Freunde, Regina $1.00
von Frau Rud. Musch, St. Walburg, Sask. $5.00
von einem Freunde $100.00
von einem Freunde, Regina $225.00
K. und M. Mildenberger, Regina $2.00

$2209.10

Hilf einem armen Priesterstudenten. Bezeichne Deine Gaben mit „Student Burse" und sende sie an:

The Marian Press

922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada

AUFRUF AN ALLE, die sich den
St. Michaels Kalender 1947
(Deutsch oder Englisch)

noch nicht bestellt haben

Wir haben noch reichlich Vorrat auf Lager, und ist es ganz natürlich, daß wir noch recht vielen unserer Freunde und Leser die Gelegenheit geben möchten, sich dieses überall so gern gelesene Jahrbuch anzueignen.

Preis 35c

Der St. Michaels Kalender 1947 hat bereits großen Anklang unter seinen Lesern gefunden. Alle sind voll des Lobes über ihn und können es nicht begreifen, daß man so etwas noch für 35c haben kann.

Ihr selbst verdient dabei wenn Ihr Euch den St. Michaels Kalender kauft. Zuguterletzt unterstützt Ihr noch das Missionswerk, wofür Euch der liebe Gott belohnen wird.

THE MISSION PRESS Book Dept. **TECHNY, ILLINOIS, U.S.A.**